



universität
wien

MASTERARBEIT / MASTER'S THESIS

Titel der Masterarbeit/ Titel of the Master's Thesis

„Verständnis für mich (...) Verständnis für meine Eltern“

Eltern-Kind-Beziehungen von Eingewanderten aus muslimisch geprägten Ländern aus Sicht
der erwachsenen Kindergeneration

verfasst von/ submitted by

Christine Depperschmidt, BA

angestrebter akademischer Grad / in partial fulfilment of the requirements for the degree of
Master of Arts (MA)

Wien, 2022 / Vienna 2022

Studienkennzahl lt. Studienblatt /
degree programme code as it appears on
the student record sheet:

UA 066905

Studienrichtung lt. Studienblatt /
degree programme as it appears on
the student record sheet:

Masterstudium Soziologie

Betreut von / Supervisor:

Prof.ⁱⁿ Dr.ⁱⁿ Ulrike Zartler-Griessl

Inhaltsverzeichnis

1. Einleitung.....	5
2. Forschungsstand	9
2.1 Antimuslimischer Rassismus	9
2.2 Familien im Kontext von Migration.....	14
3. Theoretische Einbettung	25
3.1 Generationstheoretischer Zugang	26
3.2 Stresstheoretischer Zugang.....	28
4. Methodisches Vorgehen.....	34
4.1 Grundprinzipien der qualitativen Sozialforschung	35
4.2 Grounded Theory Methodologie	37
4.3 Problemzentriertes Interview.....	38
4.4 Feldzugang und Kurzcharakteristika	42
5. Ergebnisdarstellung.....	48
5.1 Kontext Migration	49
5.1.1 Großfamilie im Ausland	50
5.1.2 Sprache	51
5.1.3 Diverse Zugehörigkeitskonzepte	53
5.1.4 Rassismuserfahrungen	55
5.2 Rassismus und Familie	60
5.2.1 Innerfamiliäre Kommunikation über Rassismus	60
5.2.2 Umgangsstrategien	62
5.3 Konflikte in der Eltern-Kind-Beziehung.....	67
5.3.1 Elterliche Grenzziehungen	67
5.3.2 Umgangsstrategien	72
5.3.3 Außerfamiliäre Beurteilung der Eltern-Kind-Beziehung	78

5.4 Beschreibung der Eltern-Kind-Beziehung	82
5.4.1 Solidaritäten und Ambivalenzen	82
5.4.2 Weitere Dimensionen in der Beziehungsbeschreibung	84
6. Zusammenfassung	90
7. Literaturverzeichnis.....	102
8. Abbildungsverzeichnis.....	111
9. Abstract	112

1. Einleitung

Das Phänomen der Migration ist so alt wie die Menschheitsgeschichte selbst und ein fester Bestandteil der menschlichen Verhaltens- sowie Lebensmuster und beschreibt eine Wanderungsbewegung von Menschen (vgl. Götte 2018: 3). Die Migration ist als Teil menschlicher Verhaltensmuster anzusehen, weil sie „ein strukturelles Element von historischen wie von gegenwärtigen Gesellschaften, unentbehrlich für die Regulierung von Arbeitsmärkten und häufig ebenso unentbehrlich für das Funktionieren von Familien [ist]“ (ebd: 3). Dabei lassen sich verschiedene Formen unterscheiden, wie zum Beispiel die dauerhafte Migration, Pendelmigration oder Binnenmigration (vgl. Hunner-Kreisel 2013: 305). Außerdem sind die Gründe, warum Menschen migrieren, vielfältig. So können individuelle Beweggründe, aber auch politische oder wirtschaftliche Motivationen ausschlaggebend für eine Migration sein. Die eigenen Lebensbedingungen durch einen Ortswechsel zu verbessern, kann jedoch häufig als übergeordnetes, gemeinsames Motiv angesehen werden (vgl. Hummrich/ Terstegen 2020: 1 ff.).

Personen, die selbst migriert sind oder die eine Migrationsgeschichte in der Familie haben, werden oftmals als Personen mit Migrationshintergrund betitelt, wobei dies kritisch zu beleuchten ist. Bei dem Begriff „Migrationshintergrund“ handelt es sich seit 2005 um eine amtliche Bezeichnung, welche für die jährliche Haushaltszählung vom Statistischen Bundesamt in Deutschland verwendet wird. Die Definition lautet konkret wie folgt: „Zur Bevölkerung mit Migrationshintergrund zählen alle Personen, die die deutsche Staatsangehörigkeit nicht durch Geburt besitzen oder die mindestens ein Elternteil haben, auf das dies zutrifft“ (Statistisches Bundesamt 2022¹). In Österreich ist die Definition eine ähnliche, jedoch mit dem Unterschied, dass beide Elternteile der zweiten Generation, also jene die selbst in Österreich geboren sind, im Ausland geboren sein müssen (Statistik Austria 2022¹). Das zentrale Merkmal der Kategorie Migrationshintergrund ist somit die Unterscheidung der nationalen Herkunft (vgl. El-Mafaalani 2017: 467). Dabei handelt es sich um einen Sammelbegriff, welcher durch die Staatsangehörigkeit, das Herkunftsland, die Migrationserfahrung und die Generationenzugehörigkeit differenziert werden kann (vgl. ebd.: 468). Die beschriebene Kategorie ist definitorisch gut eingrenzbar und damit messbar. Da Migrationserfahrungen so unterschiedlich ausfallen, ergibt sich jedoch die Herausforderung,

dass die statistische Erfassung eine hohe Komplexität erfordert. Studien weisen beispielsweise darauf hin, dass Menschen mit Migrationshintergrund je nach Herkunftsland und Aussehen unterschiedliche Diskriminierungserfahrungen erleben, welche die Lebensrealitäten der betroffenen Personen maßgeblich mitgestalten. Dieser Punkt, welcher im Forschungsstand weiter ausgeführt wird (vgl. Kapitel 2.1), verdeutlicht, weswegen definitorisch abgegrenzte Begriffe für die Kategorie Migrationshintergrund notwendig sind. Außerdem handelt es sich dabei um eine Fremdzuschreibung, die von manchen Betroffenen als stigmatisierend empfunden wird. Aus diesen Gründen empfiehlt die Fachkommission der deutschen Bundesregierung zu den Rahmenbedingungen der Integrationsfähigkeit, „das Konzept ‚Migrationshintergrund‘ im Rahmen der amtlichen Statistik klarer und zugleich enger als bisher zu definieren. Zudem wird vorgeschlagen, nicht mehr von ‚Personen mit Migrationshintergrund‘ zu sprechen, sondern von ‚Eingewanderten und ihren (direkten) Nachkommen‘“ (vgl. Fachkommission Integrationsfähigkeit 2021: 10). Diese Masterarbeit schließt sich der kritischen Hinterfragung des Begriffs an, sodass alternative Beschreibungen, welche die persönliche Migrationsgeschichte der betroffenen Personen differenziert beschreiben, zur Anwendung kommen.

Österreich und Deutschland sind beides Länder, die durch eine migrationsbedingte Diversität gekennzeichnet sind und ein ähnliches Bild hinsichtlich der Migrationsstatistik aufweisen. Im Jahr 2021 hatten 25,4 % der Bevölkerung in Österreich einen Migrationshintergrund (vgl. Statistik Austria 2022²) und in Deutschland waren es 27,2 % (vgl. Statistisches Bundesamt 2022²). Das bedeutet, dass gut jede vierte Person in Österreich und Deutschland eine Migrationsgeschichte in der Familie hat oder selbst migriert ist. Die Zahlen verdeutlichen, dass Migration kein Randphänomen ist. Nichtsdestotrotz dient die Sesshaftigkeit oft als Referenzfolie, weswegen sich die Migration als das Besondere abhebt (vgl. Götte 2018: 11).

Die Familie nimmt bei Migrationsprozessen eine zentrale Rolle ein, denn Migration war und ist zumeist ein Familienprojekt, welches in familiären Netzwerken „ausgehandelt, entschieden, organisiert und bewältigt“ wird (vgl. Baader et al. 2018: IX). Eine internationale Wanderung kann dabei mit komplexen Herausforderungen für die betroffenen Familienmitglieder verbunden sein (vgl. Steinbach 2018: 323). Eine zentrale Herausforderung ist, dass eingewanderte Familien und ihre Nachkommen als „Gegengesellschaft“ und als

Symbol einer fremden Welt wahrgenommen werden (vgl. Hamburger/Hummerich 2007: 112 f.). Dabei sind Familien mit Migrationsgeschichte mit Negativzuschreibungen konfrontiert. Ihnen werden beispielsweise Integrationsunwilligkeit, autoritäre Erziehungsstile oder das Festhalten an rückwärtsgewandten Traditionen unterstellt (vgl. Hill 2020: 1). „Migrationsfamilien – so die hegemoniale Vorstellung – sind zum homogenen Gegenbild der einheimischen Familie geworden, die gleichzeitig zur Norm erhoben wird“ (ebd.). Dadurch wird die binäre Einteilung zwischen „Wir“ und „die Anderen“ konstruiert, sodass Familien mit Migrationsgeschichte mit Herausforderungen konfrontiert sind, die einheimische Familien nicht erleben. Ausgrenzungs- und Diskriminierungserfahrungen stellen stressbelastende Ereignisse dar, welche die Funktionsweise der Familie beeinträchtigt (vgl. McCubbin/McCubbin 2013).

Basierend auf der beschriebenen Ausgangssituation und einer persönlichen Migrationsgeschichte in der Familie, welche im Kapitel über das methodische Vorgehen reflektiert wird (vgl. Kapitel 4.1), entwickelte sich das Forschungsinteresse der vorliegenden Masterarbeit. Diese legt ihren Fokus auf die Frage, wie Eltern-Kind-Beziehungen im Kontext der Migration gestaltet werden. Wie bereits angeschnitten, unterscheiden sich die Migrationserfahrungen je nach Herkunftsland, weswegen der Fokus dieser Forschung auf die Personengruppe von Eingewanderten aus einem muslimisch geprägten Land und dessen Kinder gelegt wurde. Der forschende Blick richtet sich in erster Linie auf die Familie und in zweiter Linie auf das Merkmal Migration. Deswegen wird von Familienbeziehungen im Kontext von Migration gesprochen. Dadurch soll vermieden werden, dass eingewanderte Familien und ihre (direkten) Nachfahren auf das Merkmal der Migration reduziert werden. Ferner soll hier auf das Dilemma eingegangen werden, dass durch die Hervorhebung von Migrationsfamilien die Gefahr besteht, dass die binäre Einteilung des „Wir“ und „die Anderen“ reproduziert wird. Das soll dadurch verhindert werden, dass keine Vergleiche zwischen „einheimischen“ Familien und Familien mit Migrationsgeschichte gezogen werden. Auf diesem Weg kann verhindert werden, dass „einheimische“ Familien als Referenzfolie dienen, die die Norm der „richtigen“ Familie setzt. Das Ziel ist es, Eltern-Kind-Beziehungen bei Eingewanderten aus einem muslimisch geprägten Land und ihren Kindern in ihrer Komplexität zu analysieren und nicht lediglich zwischen den Polen „gut“ und „schlecht“ zu verorten. Hierfür ist es notwendig, einen Einblick in die Lebensrealität von betroffenen Personen zu

erlangen, weswegen die Wahl auf einen qualitativen Forschungszugang fiel. Das Datenmaterial wurde in Form von problemzentrierten Interviews selbstständig erhoben. Die Entscheidung, adoleszente Kinder zu interviewen, fußt auf der Eignung dieser, Generationsverhältnisse zu analysieren, denn in dieser Phase wird das soziale Erbe der Familie überprüft (vgl. Gerner 2014: 96). Aus dem geschilderten Interesse wurden folgenden **Forschungsfragen** formuliert:

Wie gestalten sich Eltern-Kind-Beziehungen bei Eingewanderten aus muslimisch geprägten Ländern und ihren Kindern aus Sicht der erwachsenen Kindergeneration in Deutschland und Österreich?

- Wie gestaltet der Kontext Migration die Eltern-Kind-Beziehungen mit und welche Herausforderungen ergeben sich dadurch?
- Welche Solidaritätsformen und Ambivalenzen sind in der Eltern-Kind-Beziehung zu beobachten?
- Welche Umgangsstrategien werden von den jeweiligen Generationen entwickelt um den (migrationsbedingten) familiären Stress zu bewältigen?

Der Aufbau der Arbeit gestaltet sich dabei folgendermaßen: Im Forschungsstand wird zunächst ein Überblick über den antimuslimischen Rassismus geschaffen, um weiter auszuführen, inwiefern Personen mit Migrationsgeschichte unterschiedliche Diskriminierungserfahrungen erleben und die spezielle Form des Rassismus zu beschreiben, die (gelesenen) Muslim*innen widerfährt. Darüber hinaus umfasst das zweite Kapitel einen Einblick in den Forschungsstand über Familien im Kontext von Migration mit einem Fokus auf die Gestaltung von innerfamiliären Beziehungen. Als nächstes folgt die Ausführung der theoretischen Einbettung, indem zum einen die Eltern-Kind-Beziehung aus einem generationstheoretischen und zum anderen einem stresstheoretischen Zugang beleuchtet wird. Daraufhin wird das methodische Vorgehen erläutert, wobei die Grundprinzipien der qualitativen Sozialforschung, die Grounded Theory Methodologie und das problemzentrierte Interview erläutert werden. Zudem werden in diesem Kapitel der Feldzugang und die Kurzcharakteristika der Interviewpersonen beschrieben. Das fünfte Kapitel widmet sich dem Kernstück der Arbeit, nämlich der Ergebnisdarstellung. Zum Schluss folgt eine

Zusammenfassung, indem die Ergebnisse mit der Forschungsliteratur und den ausgewählten Theorien verknüpft werden.

2. Forschungsstand

Im Folgenden soll der Forschungsstand zu Familien im Kontext von Migration dargestellt werden. Dabei soll der Fokus vor allem auf die innerfamiliären Beziehungsgestaltungen gelegt werden. Bevor diese Forschungsergebnisse dargestellt werden, wird zunächst ein Blick auf die Empirie über antimuslimischen Rassismus in Österreich und Deutschland geworfen.

2.1 Antimuslimischer Rassismus

Bevor anhand von Forschungsergebnissen gezeigt wird, inwiefern sich antimuslimischer Rassismus in Österreich und Deutschland äußert, ist es zunächst notwendig zu klären welches Verständnis von Rassismus dieser Masterarbeit zu Grunde liegt und ferner was genau antimuslimischer Rassismus konkret bedeutet. Grundsätzlich legitimiert und „erklärt“ Rassismus Unterscheidungen zwischen Menschen, sodass Ungleichheiten resultieren. Die Unterscheidungen können sich dabei auf verschiedene Merkmale beziehen, wie zum Beispiel körperliche (biologische) oder kulturelle (kulturalisierte) (vgl. Kilomba 2016).

In der Rassismusforschung haben sich dabei zwei Erzählungsansätze herauskristallisiert. Als erstes sind jene aus der (sozial-) psychologischen und sozialisationstheoretischen Forschung zu nennen. Diese legen ihren Fokus auf individuelle und gruppenbezogene Prozesse und erklären dadurch rassistisches Verhalten. Dementsprechend werden in erster Linie Individuen, deren Handeln und Eingebundenheit in sozialen Prozessen betrachtet, wodurch im Wesentlichen Einstellungs- und Wahrnehmungsphänomene von Interesse sind. Dabei ist die Kritik anzuführen, dass in dieser Perspektive gesellschaftliche Strukturen und Machtverhältnisse vernachlässigt werden (vgl. Hill 2020: 11). Rassistisches Verhalten kann jedoch nicht nur über die individuelle Ebene erklärt werden. Die gesamtgesellschaftliche Perspektive bezieht zudem gesellschaftliche Machtverhältnisse, Strukturen und Diskurse in die Untersuchung mit ein. Dadurch wird Rassismus als gesamtgesellschaftliches Phänomen verstanden und nicht lediglich auf der individuellen Ebene betrachtet. Dieser Erklärungsansatz

macht es möglich zwischen strukturellen, institutionellen oder individuellen Bereichen zu unterscheiden und kritisch zu reflektieren, sodass er auf „alle Gesellschaftsmitglieder und nicht auf ein Fehlverhalten von einzelnen Randgruppen zu reduzieren ist“ (ebd: 11).

In der vorliegenden Masterarbeit wird Rassismus im Sinne der gesamtgesellschaftlichen Perspektive aufgefasst, sodass es ein gesellschaftliches Konstrukt ist, in das wir alle hineingeboren werden. Rassismus steckt demnach in unseren Denkmustern, unserer Sprache und unseren gesellschaftlichen Alltagsbildern. Darüber hinaus durchdringt Rassismus unsere gesellschaftlichen Strukturen und Institutionen, sodass er nicht lediglich auf einer individuellen Ebene erklärt werden kann (vgl. Hill 2020: 11).

Wie anfänglich erwähnt, sind bestimmte Personengruppen stärker von Rassismus betroffen als andere, sodass die Zuschreibung „Migrationshintergrund“ nicht ausreichend ist. Die Anwendung von rassistischen Handlungen ist viel mehr vor dem Hintergrund der nationalen Herkunft, der Ethnizität, der Religion, des Aussehens und der Sprachkenntnisse zu beschreiben und herzuleiten (vgl. El-Mafaalani 2017: 472 f.).

Eine bestimmte Form von Rassismus ist jene, welche bei Personen, die muslimisch gelesen werden, zu Tage kommt. Im weiteren Verlauf wird hierfür der Begriff „antimuslimischer Rassismus“ verwendet. Dabei handelt es sich um eine bewusste Begriffswahl, denn es kursieren verschiedene Bezeichnungen, welche die Vorbehalte beziehungsweise Ressentiments gegenüber dem Islam oder seinen (gelesenen) Anhänger*innen beschreiben. Zum einen werden die Termini „Islamophobie“ und „Islamfeindlichkeit“ verwendet. Ersteres ist nur sinnvoll, wenn lediglich von einer ausgeprägten Angst vor dem Islam als subjektive Einstellung gesprochen wird. Jegliche Einstellungen oder Handlungen, die darüber hinausgehen, werden durch den Begriff „Islamophobie“ nicht abgedeckt. Die „Islamfeindlichkeit“ beschreibt „eine ausgeprägte, fundamentale und unbedingte Ablehnung des Islams als Religion und dessen pauschale Deutung als gefährlich, unmoralisch und verwerflich“ (Pfahl-Traghter 2019). Beide Begriffe fokussieren jedoch in erster Linie auf den Islam als Religion, sodass nicht unbedingt eine Feindschaft gegenüber (gelesenen) Muslim*innen damit in Verbindung gebracht werden kann.

Zum anderen finden die Begriffe „Muslimfeindlichkeit“ und „antimuslimischer Rassismus“ Verwendung, welche sich explizit auf Muslim*innen als Anhänger*innen des Islams beziehen. Dabei handelt es sich um eine wichtige Unterscheidung, denn es sind die Menschen und nicht der Islam als Religion welche rassistischen Erfahrungen ausgesetzt sind. Muslimfeindlichkeit beschreibt dabei die Ablehnung und Diskriminierung von Menschen aufgrund ihres Glaubens an den Islam. Bei dem Terminus „antimuslimischer Rassismus“ wird „in die Ethnisierung die Kategorie „Muslim*a“ einbezogen“ (ebd.). Dadurch fallen auch jene Menschen in die Beschreibung, die keine Anhänger*innen des Islams sind, aber als solche gelesen werden (vgl. ebd.). Beigang et al. (2017) bringen das wie folgt auf den Punkt: „Eine Personen kann also (...) anhand einer zugeschriebenen muslimischen Religionszuschreibung Benachteiligung erfahren, auch wenn diese Person überhaupt kein*e Muslim*a ist oder diese Religionszugehörigkeit für die eigene Identität keine wichtige Rolle spielt“ (ebd.: 17).

Die Betroffenen werden aufgrund ihrer zugeschriebenen Religionszugehörigkeit zu einer homogenen Gruppe konstruiert, wodurch Ihnen bestimmte Eigenschaften zugeschrieben werden. Es findet ein sogenannter Othering-Prozess statt, das heißt, dass bestimmte Gruppen – z.B. eine Gruppe von (gelesenen) Muslim*innen – konstruiert werden, wodurch sie erst hervorgebracht werden. Die Einteilung zu unterschiedlichen Gruppenzugehörigkeiten ist ein wesentliches Merkmal von Rassismus. Dadurch entsteht die Dichotomie des Wir (i.d.F. nicht-muslimisch gelesene Personen) und der Anderen (muslimisch gelesene Personen).

Obwohl der Begriff „antimuslimischer Rassismus“ hinsichtlich seiner Trennschärfe und des inhaltlichen Verständnisses ebenfalls in der Kritik steht (vgl. Pfahl-Traghter 2019), wird er im weiteren Verlauf verwendet, da er die Konstruktion des Anderen am besten beschreibt. Außerdem werden einige meiner Interviewpartner*innen als muslimisch gelesen, obwohl sie den islamischen Glauben nicht praktizieren, bzw. dieser keine Rolle für ihre Identität spielt.

Der antimuslimische Rassismus lässt sich in Österreich und Deutschland in verschiedenen Teilsystemen beobachten. Markom und Weinhäupl (2009) untersuchten anhand der im Jahr 2005 drei am häufigsten verwendeten Geschichtsbüchern aus der AHS-Unterstufe die Beschreibung des Islams. Schulbücher eignen sich besonders gut für die Analyse von gesellschaftlichen Denkmustern, da sie gleichzeitig reflektieren welche Ansichten und Normen

in der Gesellschaft Akzeptanz finden, sowie diese prägen (vgl. ebd.: 88). Die Forscherinnen verglichen dabei insbesondere die Darstellung des Christentums mit dem Islam und analysierten dabei, welche Aspekte des Islams wie dargestellt wurden. Zum einen fiel bei der Untersuchung auf, dass kritische Zitate, welche die Gleichstellung der Frau betreffen, lediglich bei Erzählungen über den Islam herangezogen wurden, „obwohl sich in der Bibel – auch im neuen Testament – ebenfalls Zitate bezüglich der Unterordnung der Frau finden ließen. Dass nur beim Thema Islam der Stellung der Frau große Aufmerksamkeit gewidmet wird (...) trägt dazu bei, aktuelle Vorurteile gegenüber Muslimen und Musliminnen zu bestätigen und sollte in den Schulbüchern daher kritisch thematisiert werden“ (ebd.: 97). Zum anderen erweckten die analysierten Geschichtsbücher den Eindruck, dass der Islam als Religion Gewalt fordert. Dieser Logik folgend können selbst terroristische Anschläge als islamische Vorschriften gedeutet werden. Die beschriebene Darstellung des Islams befeuerte das Stereotyp des „aggressiven Islam“ und damit eingeschlossen des gewaltbereiten Muslims (bewusst männlich) (vgl. ebd.: 97 ff.)

Farid Hafez (2009) beschrieb zudem, wie sich die anti-muslimische Gesinnung von Österreicher*innen in der politischen Situation widerspiegelt. Dazu analysierte er das Positionspaper „Wir und der Islam. Freiheitliche Positionen zur Religionsfreiheit, zur islamischen Welt und zur Problematisierung des Zuwanderungs-Islam in Europa“ welches am 22.01.2008 veröffentlicht wurde. Dieses wurde im Zuge eines diskursiven Drucks von der Freiheitlichen Partei Österreichs (FPÖ) publiziert, nachdem die ehemalige FPÖ-Politikerin Susanne Winter den Propheten Mohammed einen Kinderschänder nannte, was ein mediales Aufhören zur Folge brachte (vgl. ebd.: 107 f.). Das Positionspapier festigt unverblümt negative Stereotypen über Muslim*innen. Hafez fasste seine Aussage folgenderweise zusammen: „Ausgehend von der Theorie des ‚Clash of Civilizations‘ wird lediglich der historische Islam und die MuslimInnen in der Ferne gewürdigt während der Islam/ die MuslimInnen im eigenen Land als feindlich, kriminell, andersartig, nicht loyal, gesinnungsfeindlich (Demokratie, Menschenrechte), Frauen-unterdrückend dargestellt wird/werden“ (ebd.: 123). Darüber hinaus werden Maßnahmen dargestellt, die laut der Verfasser*innen des Positionspapiers für die Integration von Muslimen nötig sind. Dabei wurden autoritäre, politische Maßnahmen, wie etwa ein Kopftuchverbot oder die Überwachung von Moscheen gefordert. Im gesamten

Schriftstück erfolgt eine dualistische Einteilung von „guten Bürger*innen“ auf der einen Seite und auf der anderen Seite „böse[n] Muslim*innen“ (vgl. ebd.).

Die Dokumentationsstelle Islamfeindlichkeit & antimuslimischer Rassismus zeigt, dass antimuslimischer Rassismus in Österreich auch gegenwärtig eine reale Gefahr für Betroffene darstellt. Im Jahr 2021 wurden 1061 Fälle von antimuslimischem Rassismus in Österreich gemeldet, was einen Rückgang im Vergleich zum Vorjahr darstellt (1402 gemeldete Fälle). Der Rückgang wird auf die anhaltende Corona-Pandemie und einer mangelnden Sensibilisierung zu anitmuslimischem Rassismus zurückgeführt. Die betroffenen Personen sind zum Teil nicht ausreichend über die Meldemöglichkeiten und Rechte informiert. Die häufigste Tathandlung ist dabei die Verbreitung von Hass/ Verhetzung (78,5 %), gefolgt von Beleidigung (9,1 %), Ungleichbehandlung (3,9 %) und Vandalismus (2,4 %). In 65,4 % der Fälle ist der Tatort das Internet, sodass sich umgekehrt 34,6 % der Fälle offline ereigneten. Orte des Geschehens waren dabei vor allem die Politik, der öffentliche Raum, die Arbeitswelt, Moscheen, Räume in denen der Zugang zu Gütern und Dienstleistungen gewährt wird und Bildungseinrichtungen. Die Dokumentationsstelle diversifizierte erstmalig in ihrer Untersuchung die Täter*innengruppe. Mit 58,0 % sind Einzelpersonen die größte Täter*innengruppe, gefolgt von Politiker*innen (30,5 %) und der Polizei (7,1 %) (vgl. Dokustelle Österreich 2022: 13 ff).

Die Ergebnisse aus Deutschland zeichnen ein sehr ähnliches Bild. Im „Handbuch Diskriminierung“ wurde ein umfassender Blick in die Diskriminierungsforschung ermöglicht (vgl. Scherr et al. 2017). Unter anderem wurde auch die rassistisch motivierte Diskriminierung von muslimisch gelesenen Personen thematisiert. Hummerich (2017) zog aus ihrer Literaturrecherche den Schluss, dass im Erziehungssystem religiöse Migrant*innen mit homogenisierenden Annahmen konfrontiert wurden. Dabei wurde das gegensätzliche Bild zwischen einem christlichen „Wir“ und einem islamischen „Ihr“ gezeichnet, wodurch Betroffene Othering-Erfahrungen ausgesetzt wurden (vgl. ebd.: 346). In der Arbeitswelt waren es vor allem türkisch- und arabischstämmige Jugendliche, die bei Bewerbungen diskriminiert wurden (vgl. Imdorf 2017: 360 f.). Ein weiterer Bereich, in dem sich die Diskriminierung von ethnischen Minderheiten abzeichnete, war der Wohnungsmarkt (vgl. Hinz/ Auspurg 2017: 389 f.).

Benz untersuchte die organisierte Diskriminierung von Muslim*innen in Deutschland. Dabei führte er das Beispiel der populistischen Bewegung „Patriotische Europäer gegen die Islamisierung Europas“ (Pegida) an, die seit dem Herbst 2014 als „rabiante Muslimfeinde“ (ebd.: 525) durch die Straßen Dresdens und anderer Städte ziehen. Der antimuslimische Rassismus in Deutschland spiegelte sich zudem in den politischen Entwicklungen in Deutschland wider: „Die ursprünglich europakritische politische Sekte ‚Alternative für Deutschland‘ hat sich in einem Radikalisierungsschub 2015 zur Partei entwickelt, die in erster Linie Islamfeinde als Klientel bedient“ (ebd.:). Die AfD erfährt bis heute Zuspruch von deutschen Bürger*innen, sodass sie bei der Bundestagswahl 2017 10,1 % der gültigen Zweitstimmen erhielt (vgl. Bundeswahlleiter 2017). Die Zweitstimme bestimmt über die Mehrheitsverhältnisse im Bundestag und ist damit wichtiger als die Erststimme (vgl. Bundeszentrale für politische Bildung o.D.). So werden momentan 83 der 598 Sitze im Bundestag von AfD-Politiker*innen besetzt (vgl. Bundeswahlleiter 2017).

Die Ergebnisse zum antimuslimischen Rassismus in Österreich und Deutschland zeichneten ein ähnliches Bild. Personen die als muslimisch gelesen wurden, erfuhren in unterschiedlichen Situationen Rassismus, wie etwa im Erziehungssystem (Markom/ Weinhäupl 2009, Hummerich 2017), auf dem Arbeits- sowie Wohnungsmarkt oder im Internet (vgl. Dokustelle 2022, Imdorf 2017, Hinz/ Auspurg 2017). Dabei wurden homogenisierende Annahmen getroffen, die muslimische Männer als gewaltbereit und muslimische Frauen als unterdrückt beschrieben (vgl. Markom/Weinhäupl 2009, Hafez 2009). Aufgrund der ähnlichen Ergebnisse zum antimuslimischen Rassismus in den beiden aufgeführten Ländern, welche die Lebensrealitäten der betroffenen Personen beschrieben, fiel die Entscheidung Interviewpartner*innen in beiden Ländern zu suchen.

2.2 Familien im Kontext von Migration

Zunächst ist unter dem Verweis der Begriffsklärung „Migration“ darauf aufmerksam zu machen, dass es sich hierbei um einen sehr komplexen Begriff handelt, welcher nur unter einer differenzierteren Betrachtung zu aussagekräftigen Befunden führen kann. So ist es nicht weiter verwunderlich, dass sich die meisten Studien auf konkrete Herkunfts- und Aufnahmeländer, sowie spezifische Migrationssituationen konzentrieren. Aufgrund der gestiegenen Zahl von Schutzsuchenden seit 2015 erfuhr das Thema Migration zunehmendes

Interesse in politischen und medialen Diskursen (vgl. Oltmer 2020: 258-274). In diesem Zuge setzte sich auch die Wissenschaft vermehrt mit Migration auseinander. Das Journal of Family Research brachte zwei Sonderausgaben bezüglich Familien im Kontext von Migration heraus. Zum einen handelte es sich dabei um „Family migration processes in a comparative perspective“ (2019). In dieser Sonderausgabe wurde untersucht, wie Familienleben und Partnerschaften unter Bedingungen transnationaler Migration ausgeübt und wiederhergestellt wurden (vgl. Aybek/ Melewski 2019). Zum anderen wurde die Sonderausgabe „Transnational care: Families confronting borders“ (2020) publiziert, welche Themen über die transnationale Pflege, welche während der COVID-19 bedingten Pandemie vor neuen Herausforderungen stand, untersuchte (vgl. Merla et al. 2020).

Obwohl in beiden Sonderausgaben der Fokus nicht explizit auf Eltern-Kind-Beziehung gerichtet war, lassen sich interessante Erkenntnisse hinsichtlich der familiären Gestaltungsprozesse herausziehen, die auch für die vorliegende Masterarbeit relevant sind. Schramm (2019) betonte beispielsweise die Wichtigkeit, Familiendynamiken aus der Perspektive von langfristigen Prozessen zu untersuchen, indem die Kontextbedingungen der Herkunfts- und Aufnahmeländer berücksichtigt werden. Außerdem beschrieb der Forscher, dass transnationale Migration die Gestaltung von Familienrollen und -normen beeinflusst, sodass veränderte Rollen und Verantwortlichkeiten innerhalb von Familien im Kontext der Migration resultieren (vgl. ebd.). Die Migration schaffte einen neuen sozialen Kontext, wodurch sich Herausforderungen entwickelten, die mit Veränderungen in familiären Beziehungen einhergingen (vgl. Ruis 2019).

Im Folgenden sollen nun Studien vorgestellt werden, die ihren Fokus auf die Eltern-Kind-Beziehungen im Kontext von Migration legt und darüber hinaus Aspekte beleuchten, die in diesem Zusammenhang von Bedeutung sind. Uslucan (2011) untersuchte die Eltern-Kind-Beziehungen von türkischstämmigen Familien in Deutschland. Dabei führte er an, dass Kinder oft schneller als ihre Eltern die Kultur des Einwanderungslandes akkulturierten. Der unterschiedliche Akkulturationsstand konnte dabei zu Spannungen innerhalb der Familienbeziehungen führen. Die Autonomiebestrebung der Jugendlichen stand im Gegensatz der stärker kollektivistischen Orientierung der Familie, weswegen das Konfliktpotenzial stieg. Außerdem kam es in manchen Familien dazu, „dass Kinder auch ihren Eltern relevante Inhalte

der ‚neuen‘ Kultur vermitteln, bei denen also Kinder ihre Eltern ‚sozialisieren‘, weil ihre sprachlichen und kognitiven Ressourcen größer sind“ (ebd.: 255). Die Migration als verstärkendes Merkmal für intergenerationale Differenzen zu betrachten, stellt jedoch eine einseitige Sicht dar. Vor diesem Hintergrund betonte Zhou (1997), dass sich das Akkulturationstempo von Eltern und Kindern nicht zwingend unterscheiden müssen, sodass keine kulturelle Entfremdung in der Eltern-Kind-Beziehung stattfindet (vgl. Zhou 1997.).

Mark Terkessidis (2004) interviewte Personen mit Migrationshintergrund aus der zweiten Generation. Die Eltern der Interviewpartner*innen migrierten aus unterschiedlichen Ländern, wie etwa der Türkei, Tunesien, Syrien, Spanien oder Ghana. Er führte zudem ein Gruppengespräch mit acht Schüler*innen, bei denen ihm die genaue Herkunft ihrer Eltern nicht bekannt war. Das Ziel von Terkessidis Studie war es herauszufinden, „ob es im Wissen über Rassismus überhaupt gemeinsame Elemente gibt“ (ebd.: 126), weswegen für ihn jede Person in Frage kam, deren Eltern nach Deutschland migriert sind und sie selbst im Aufnahmeland geboren sind (vgl. ebd.). In den Interviews wurde unter anderem die Erziehung thematisiert, bei deren Beschreibung stets zwei Vergleichsmaßstäbe von den Interviewpartner*innen gesetzt wurden. Die Erziehung der Eltern wurde nämlich im Spannungsfeld zwischen „deutsch“, was den Pol einer liberalen Erziehung darstellte und „ausländisch“, welcher eine konservative Erziehung beschrieb, beurteilt. Terkessidis führte aus, dass angesichts dieser starren Gegenüberstellung und der damit verbundenen, vermeintlichen Widersprüchlichkeit dieser zwei Pole, die Normalität der eigenen Erziehung als Sonderfall beschrieben wurde. Sie erschien den interviewten Personen sowohl als Ausnahme des „deutschen“, wie auch des „ausländischen“ Pols. Dadurch wurde die Familie von den Befragten in einem neuen Raum verortet, indem trotz der außergewöhnlichen Erziehungsbeschreibung eine „Normalität“ beansprucht wurde, welche sich der starren Gegenüberstellung entzog (vgl. ebd.: 151 f.). Terkessidis legte dar, dass die „mitgebrachten“ kulturellen Praktiken aus dem Herkunftsland der Eltern „in einem Prozess der Subjektivierung umformuliert und individuell neu gestaltet worden“ (Terkessidis 2004: 154). Diese genuine Leistung der Eingewanderten wurde jedoch angesichts der kulturellen Hegemonie, „in der die ‚deutsche Familie‘ als Norm gesetzt wird“ (ebd.: 154) nicht erkannt. Über die fehlende Anerkennung des individuellen Aushandlungsprozesses hinaus, stellte der Forscher fest, dass diese geleugnet wurde. Darüber hinaus kam Terkessidis zu dem Schluss, dass die gelebten

Differenzen die zweifellos in den Familien der Eingewanderten vorzufinden waren, nichts mit den unterstellten Abweichungen von der Norm gemein hatten (ebd.). Die Forschungsergebnisse und Erkenntnisse die Terkassidis beschrieb, bilden ein neues Narrativ in der Darstellung von Eltern-Kind-Beziehung bei Eingewanderten und ihren Kindern. Werden lediglich die unterschiedlichen Akkulturationsstände thematisiert, wie es bei Uslucan (2011) der Fall war, ist die Gefahr vorhanden ein Bild von integrationsunwilligen Eltern zu zeichnen und dadurch stereotypische Annahmen zu reproduzieren. Die Anerkennung der individuellen Aushandlungsprozesse der Eltern, in dem „mitgebrachte“ kulturelle Praktiken neu gestaltet werden, ohne die „deutsche Familie“ als Ziel der normativen Familienführung zu betrachten, ermöglicht erst die Beschreibung der Eltern-Kind-Beziehung im Kontext von Migration ohne die kulturelle Hegemonie zu reproduzieren.

Rosenthal und Kolleg*innen (2011), die Spätaussiedler*innen in Deutschland untersuchten, kamen ebenfalls auf das Ergebnis, dass Migration zu einer veränderten Familiendynamik führen kann. Der Grund hierfür war, dass sich die Positionen und Machtverhältnisse verschieben können (vgl. ebd.: 206). Baykara-Krumme und Kolleginnen (2011) untersuchten auf Grundlage der Datenbasis aus der ersten Erhebungswelle (2008/2009) des Beziehungs- und Familienpanels die Beziehungsqualität von türkischstämmigen und Aussiedlerfamilien im Vergleich zu Einheimischen (vgl. Baykara-Krumme et al. 2011: 265). Dabei orientierten sie sich an der Solidaritäts- und der Konfliktthese. „Die Solidaritätsthese geht davon aus, dass sich die klassischen Herkunftskulturen der Migrantenfamilien in Deutschland sowie die Migrationserfahrungen ihrer Mitglieder in einer größeren, vor allem auch emotionalen Verbundenheit der Generationen niederschlagen“ (ebd.: 261). Die kulturelle Distanz zwischen Herkunfts- und Aufnahmegesellschaft steht ebenfalls im Fokus der Konfliktthese, doch hier wird erwartet, dass die Migrationserfahrung zu einem Auseinanderbrechen des Familienverbandes führt (vgl. ebd.: 263). Die türkischstämmigen und Aussiedlerfamilien wiesen eine geringere intergenerationale Konflikthäufigkeit auf als Einheimische. Außerdem war bei türkischstämmigen Familien eine höhere emotionale Verbundenheit zu verzeichnen. Aus diesem Grund fand die Solidaritätsthese Bestätigung, während die Konfliktthese widerlegt werden konnte (vgl. Baykara-Krumme et al. 2011: 277f.). Eine ähnliche Herangehensweise verfolgte Kalmijn (2019) der anhand von Umfragedaten die Beziehung der erwachsenen Kinder (zwischen 15 und 45 Jahren) zu ihren Eltern untersuchte. Dabei handelte es sich um

Personen mit marokkanischer und türkischer Herkunft in den Niederlanden. Der Forscher konzentrierte sich auf die Kontakthäufigkeit und die Konflikte, die die befragten Kinder mit ihren Eltern haben. Dabei konnte sowohl die Solidaritätsthese, wie auch die Konfliktthese bestätigt werden: „While there was much more frequent contact between parents and children in immigrant families than in native non-migrant families, in line with the traditional view of familialism among non-western immigrants, there was somewhat more conflict with the parents, at least when the parents are living in the destination“ (Kalmijn 2019: 1434).

Zudem verglich Baykara-Krumme (2013) Beziehungen in türkischstämmigen Familien in Westeuropa mit Familien in der Türkei, sowie mit transnationalen Familien. Mit diesem Vorgehen erhoffte sie sich Migrationseffekte besser von Herkunftseffekten trennen zu können (vgl. ebd.: 10). Die Ergebnisse deuteten darauf hin, dass sich Generationenbeziehungen im Migrationskontext intensivierten, da die Kontakthäufigkeit bei Migranten größer ist als bei Nichtmigranten in der Türkei und die finanzielle Unterstützung der Eltern in dieser Gruppe ebenfalls höher war. In Bezug auf die Einstellungsmuster resultierte eine spezifische Form der Akkulturation, indem der Wandel in den Einstellungen bei gleichzeitiger Kontinuität im Verhalten zu beobachten war. In transnationalen Familien war die geringste Generationensolidarität zu beobachten, wobei diese aufgehoben wurde, als der geographische Faktor kontrolliert wurde, sodass das Entfremdungspotenzial vergleichsweise niedrig war (vgl. Baykara-Krumme 2013.: 24f.).

Beck-Gernsheim (2007) führte aus, dass die familienorientierten Handlungen, welche in Familien mit Migrationsgeschichte zu beobachten waren, nicht lediglich durch die Untersuchung der Familienbindungen erklärbar waren. Hierfür ist es nämlich notwendig die Hintergründe und Entstehungsbedingungen in die Untersuchung mit zu reflektieren. Ihre Ergebnisse führten sie zu der Annahme, dass die zu beobachtenden engen Familienbindungen nicht durch das Herkunftsland begründbar waren, sondern dass sie als „Produkt der Migrationssituation“ (ebd.: 39) resultierten und sich damit erst im Aufnahmeland festigten. Ferner beschrieb die Forscherin, dass Familien mit einer Migrationsgeschichte durch Diskriminierungserfahrungen den familiären Raum als Zufluchts- und Schutzraum wahrnahmen (vgl. Beck-Gernsheim 2002: 338). Bhaba (2000) thematisierte ebenfalls den Einfluss des Aufnahmelandes auf Migrationsfamilien und argumentierte dafür, dass der häufig

proklamierte Rückzug in familiären Räumen und in kulturelle Praktiken als Reaktion auf Diskriminierungserfahrungen gedeutet werden kann. Er führte aus: „Wenn wir das Kulturelle nicht als die *Quelle* des Konfliktes – im Sinne *differenten* Kulturen –, sondern als *Ergebnis* diskriminatorischer Praktiken – im Sinne einer Produktion kultureller Differenzierung als Zeichen von Autorität – auffassen, verändern sich sein Stellenwert und seine Erkenntnisregeln“ (Bhaba 2000: 169; Hervorhebung im Original).

Coles (2006) thematisierte in ihrer Untersuchung ebenfalls die Mitgestaltung von familiären Dynamiken durch Diskriminierungserfahrungen. Sie setzte den Fokus jedoch auf die zusätzliche Erziehungsleistung, die People of Color¹-Eltern leisten mussten, um ihre Kinder in einer rassistisch strukturierten Gesellschaft aufzuziehen (vgl. ebd.: 112). „Racial socialization involves the same tasks other parents must accomplish plus the responsibility of raising healthy children within a society in which being of color has negative connotations“ (Coles 2006: 126). PoC-Eltern sahen sich demnach mit der Herausforderung konfrontiert, neben den gängigen Erziehungsleistungen, Kompetenzen zu erwerben, damit sich die Kinder in einer diskriminierenden Umgebung zurechtfinden.

Souralová (2021) interviewte in ihrer Untersuchung 15 Mütter, die aus Vietnam nach Tschechischen Republik migriert sind sowie ihre 20 Kinder im Alter zwischen 16 und 25 Jahren. Außerdem wurden in den befragten Familien die Kinder von tschechischen Kindermädchen betreut. Als Ergebnis beschrieb Souralová eine ambivalente Eltern-Kind-Beziehung. Auf der einen Seite standen die Bemühungen der Eltern, den Kindern eine bessere Zukunft zu bieten, welche von den Kindern geschätzt wurden. Doch auf der anderen Seite war die Eltern-Kind-Beziehung von einer Distanz geprägt, da die Kindererziehung zum Großteil von Kindermädchen übernommen wurde. Die Distanz, die durch den Mangel an zusammen verbrachter Zeit zwischen Eltern und Kindern resultierte, wurde durch Sprachbarrieren und die kulturelle Entfremdung der Kinder zu Vietnam verstärkt (vgl. Souralová 2021: 18).

¹ Bei „People of Color“ handelt es sich um einen selbstgewählten Begriff von Menschen mit Rassismuserfahrungen. Dieser wurde entwickelt, um ihre Lebensrealität zu beschreiben. „Der Begriff dient also als Überbegriff für Menschen aus nicht-weißen Communities, ohne dass er eine kulturelle oder ethnische Zugehörigkeit nennt“ (<https://www.goethe.de/prj/one/de/aco/art/22106961.html>)

Bisher wurden hauptsächlich Studien zu Eltern-Kind-Beziehungen im Kontext von Migration aus Deutschland vorgestellt. Nun folgen Forschungsergebnisse zu diesem Thema aus Österreich. Die Wertestudie auf Grundlage des Migrationssurveys des Sozialen Survey Österreich 2016 (SSÖ) untersuchte die Einstellungen zu Partnerschaften und Geschlechterrollen von Personen aus dem ehemaligen Jugoslawien und Nachfolgestaaten sowie Personen aus der Türkei in Österreich (vgl. Beham-Rabanser et al. 2019). Dabei konnten sie sowohl Unterschiede nach den Herkunftsländern wie auch Unterschiede nach der Zuwanderungsgeneration feststellen. Zum einen zeigte die Auswertung, dass Befragte aus der Türkei vor allem bezüglich des nichtehelichen Zusammenlebens und der interethnischen Eheschließung traditionellere Einstellungen hatten als Personen aus dem ehemaligen Jugoslawien und Nachfolgestaaten (vgl. ebd.: 105). Zum anderen wurden weniger traditionelle Einstellungen in der zweiten Generation aus beiden Herkunftsländern verzeichnet. Dieser Unterschied konnte in Anlehnung an Esser erklärt werden, welcher die Integration von Zugewanderten durch folgende Dimensionen differenzierte: Kulturation, soziale Platzierung, interaktive Integration und emotionale Identifikation. So wurde angenommen, dass die Aneignung der Sprache des Aufnahmelandes, die Einbettung in den Arbeitsmarkt, interethnische Kontakt- und Unterstützungsnetzwerke und die gefühlsmäßige Angleichung an Werte der Aufnahmegesellschaft dazu führte, dass sich migrierte Personen den vorherrschenden Einstellungen des Aufnahmelandes annäherten (vgl. Beham-Rabanser et al. 2019: 90 f.).

Trummer (2018) untersuchte die intergenerationale Solidarität in Familien aus der ehemaligen jugoslawischen Republik in Österreich, indem sie drei Frauen über die Familienstruktur interviewte. Die geografische Distanz hatte einen negativen Effekt auf die assoziative Solidarität, also die Kontakthäufigkeit zwischen den Familienmitgliedern. Dahingegen konnte eine hohe affektive und normative Solidarität in dem Familienverband zu verzeichnet werden. Die Unterstützung von Eltern und Verwandten wurde durch den Versand von Geld und Waren in das Heimatland aufrechterhalten (vgl. Trummer 2018: 79 f.)

Ferner publizierte das Bundesministerium für Arbeit, Soziales, Gesundheit und Konsumentenschutz den Projektbericht „Zwischen zwei Welten“ (2016), wo die Transitprozesse von der Migration in die Integration fokussiert wurden. Die untersuchte

Personengruppe bildeten Väter und Söhne, wobei das Sample aus 60 Jungen zwischen 12 und 23 Jahren und 40 Vätern bestand. Etwa die Hälfte der befragten Personen hatten eine Migrationsgeschichte in der Familie, dabei unterschieden sich die Herkunftsländer der Väter, vorwiegend wurden jedoch Tschetschenien, die Türkei, Ägypten, Bosnien-Herzegowina, Mazedonien, Afghanistan, Ungarn und Polen genannt. Bereits bei der Beschreibung des Studienziels wird deutlich, dass in dieser Untersuchung ebenfalls mit einer stereotypischen Dualität gearbeitet wurde, da die Herkunftsländer als „patriarchale Kulturen“ beschrieben wurden, in denen die Väter eine „dominante Rolle“ einnehmen, während die Integration in Österreich eine „Forderung der Partnerschaftlichkeit sowohl in der Partnerbeziehung als auch in den Interaktionen mit ihren Kindern verpflichtet“ (Kropiunigg et al. 2016: 2). Hier wurden negative, stereotypische Zuschreibungen mit dem Herkunftsland verbunden, während die „österreichische Forderung“ an einem Vater zur Norm erhoben wurde und dabei eine positive Zuschreibung erfuhr. Darüber hinaus beschrieben die Autor*innen, dass die Jugendlichen in der „alten“ Welt – damit ist das Herkunftsland der Eltern gemeint – gefangen waren. Hier wurde ebenfalls eine negative Vorannahme gesetzt, nämlich dass die Eltern einen derart autoritären Erziehungsstil ausübten, dass sie ihre Kinder gefangen hielten. Außerdem war die Forschungsarbeit darauf ausgerichtet, familiäre Dynamiken und Erziehungsstile zwischen Migrations- und autochthonen Familien zu vergleichen, wobei wie bereits beschrieben die Gefahr der Reproduktion von Othering-Prozessen erhöht wird. Dementsprechend ist die Ergebnisdarstellung ebenfalls problematisch zu lesen und mit stereotypischen Vorurteilen gespickt. Beispielsweise betitelten die Verfasser*innen des Projektberichts die Tatsache, „dass die Idealisierung der Herkunft auch bei nicht-migrantischen Vätern eine gewisse Rolle spielt“ (ebd.: 4) als „interessant“, während dasselbe Ergebnis bei Vätern mit Migrationshintergrund neutral beschrieben wurde. Dadurch wird deutlich, dass die Idealisierung der Herkunft eher mit migrantischen Personen in Verbindung gebracht wird. Im Projektbericht wurde jedoch auch thematisiert, dass die Erziehungsleistung in Migrationsfamilien mit einem höheren Stress verbunden war: „Erziehung steht ganz stark auch unter dem Einfluss der zu erbringenden Integrationsleistungen. Väter fühlen sich dadurch zusätzlich belastet und überfordert“ (ebd.). Laut den Autor*innen resultierte dadurch ein kontinuierliches, „natürliches“ Konfliktpotenzial. Außerdem wurde ein Prozess von Spaltungserfahrungen beschrieben, welcher aufgrund des unterschiedlichen Akkulturationsstandes resultierte (vgl. Kropiunigg et al. 2016: 3).

Hill (2020) hingegen reflektierte in ihrer Forschung das defizitär ausgerichtete Bild über Familien mit Migrationsgeschichte und deren abgrenzende Darstellung zu der einheimischen Familie, die zur Norm erhoben wurde. Sie untersuchte anhand von Familien- und Einzelinterviews, wie betroffene Familien mit Rassismuserfahrungen umgegangen sind, wie diese in der Familie (de-)thematisiert wurden, welche Umgangsweisen entwickelt wurden und welchen Stellenwert diese in der Familie einnahmen (vgl. ebd.: 72). In ihren Ergebnissen spiegelte sich wider, dass die Familie in Bezug auf Rassismuserfahrungen unterschiedliche Funktionen übernehmen kann: „Einerseits kann sie als ein Ort der Sensibilisierung, des Austausches und somit als eine wichtige Ressource betrachtet werden. Andererseits kann Familie auch genau das Gegenteil darstellen: einen Ort des Negierens und Schweigens, nämlich dann, wenn Diskriminierungserfahrungen nicht thematisiert werden“ (ebd.: 162). Ferner führte sie aus, dass unterschiedliche familiäre Gagenstrategien zu beobachten waren, denn die Kindergeneration klagte Rassismus stärker an als die Eltern. Die Forscherin setzte das mit der sozialen sowie juristischen Zugehörigkeit zur Aufnahmegesellschaft in Verbindung und begründete, dass Personen, die sich als Teil der österreichischen Gesellschaft verstanden, eher bereit waren Rassismus anzuklagen. Dahingegen waren bei Betroffenen, welche sich selbst als „Ausländer“ beschrieben, eine zurückhaltende Reaktion auf Rassismuserfahrungen zu beobachten (vgl. ebd.: 163). Hills Resultate machen deutlich, dass die Erfahrung von Rassismus ebenfalls ein Aspekt ist, welcher bei Eltern-Kind-Beziehungen im Kontext von Migration mitreflektiert werden sollte, da die Familie ein zentraler Ort ist, indem dieser behandelt wird (vgl. Hill 2020: 170).

Die zuletzt genannte Studie zeichnet sich unter anderem durch ihren sensiblen und reflektierten Umgang aus, indem sie nach einem alternativen Narrativ gegen die binäre Konstruktion wie jene des „Wir und die Anderen“ bemüht war. Das gelang ihr, indem sie die vielfältigen Kompetenzen, die sich durch den Kontext der Migration ergeben, wie etwa die Mehrsprachigkeit, transnationale Lebenserfahrungen oder das Wissen in Bezug auf den Umgang mit Rassismus, hervorhob und nicht als Defizite beschrieb (vgl. Hill 2020: 170). So führte sie aus, dass Migrationsfamilien „in Wirklichkeit jedoch als VorreiterInnen der Transnationalisierung der Alltagswelt betrachtet werden können. Sie schaffen es – trotz teilweise prekärer Lebensverhältnisse und trotz der Erfahrung von Rassismus –, für sich und

ihre Familien eine Zukunft in Österreich zu gestalten“ (ebd.: 170). Im 6. Österreichischen Familienbericht, welcher sich in einem Kapitel dem Thema Migration und Integration widmete, wurde ebenfalls darauf hingewiesen, dass in der Migrationsforschung verstärkt defizitorientierte Ansätze zu Anwendung kamen. In diesem werden Menschen mit einer Migrationsgeschichte vor allem als Problemfälle aufgefasst, sodass ihre Potenziale vernachlässigt werden (vgl. Huber et al. 2019: 764 f.).

In den vorgestellten Studien wurden die Eltern-Kind-Beziehungen von Eingewanderten und ihren Nachkommen auf Grundlage unterschiedlicher Perspektiven untersucht. Terkassidis (2004) interviewte lediglich die Kindergeneration und auch Kalmijn (2019) bezog sich auf die Sicht der erwachsenen Kindergeneration, während in Coles (2006) Ausführung die Perspektive der Eltern im Fokus stand. Wiederum andere Forscher*innen befragten sowohl die Eltern als auch die Kinder (vgl. Uslucan 2011, Hill 2020, Souralová 2021). Für die vorliegende Masterarbeit wurde die Perspektive der adoleszenten Kinder erhoben, da sich diese eignet, um Generationsverhältnisse zu analysieren. Die Adoleszenz, welche eine Lebens- und Entwicklungsphase zwischen Kindheit und Erwachsensein darstellt (vgl. King 2013: 9), ist ein „soziale[r] Raum der generativen Transition“ (King 2013: 25). In diesem spitzen sich Spannungen zwischen den Generationen zu und Ambivalenzen entfalten sich besonders stark. Verschiedene Gegebenheiten, wie z.B. das soziale Feld, Klasse, die kulturelle Umgebung und das Geschlecht der Jugendlichen haben dabei einen wesentlichen Einfluss auf die Art und Weise, wie Ambivalenzen und Spannungen verlaufen (vgl. ebd.: 25).

King führt jedoch aus, dass die Adoleszenz, „in Bezug auf modernisierte Gesellschaften als Bedingung und Ausdruck der Möglichkeit der Individualisierung gefasst werden [kann]“ (ebd.: 115). Die Familie spielt in diesem Zusammenhang eine entscheidende Rolle, denn sie stellt aufgrund ihrer Dynamiken und als Quelle von Identifizierungen den Ausgangspunkt der adoleszenten Entwicklung dar. „Die familialen Beziehungen und die jeweilige Ausgestaltung elterlicher Generativität bilden den Hintergrund der adoleszenten Individuation, andererseits entsteht Neues gerade auch aus der Konfrontation familialer mit außerfamilialen Erfahrungen etwa im Rahmen von Gleichaltrigenbeziehungen und Jugendkulturen“ (ebd.: 118). Dabei bilden die elterlichen Entwürfe und Identitätsaspekte den Hintergrund, bzw. die Basis für die Entwürfe der Kinder. Hierbei ist es unwesentlich, ob die Entwürfe der Eltern tatsächlich

realisiert worden sind oder angestrebt, bzw. erwünscht jedoch nicht erreicht (ebd.: 125). Gerner (2014) thematisiert ebenfalls die innerfamiliären Aushandlungsprozesse im Zuge der adoleszenten Individualisierung, welche in Bezug auf die innerfamiliäre Tradierung von besonderem Interesse sind. Die Untersuchung von adoleszenten Personen eignet sich demnach, um Generationenverhältnisse zu analysieren, denn in dieser Phase wird das soziale Erbe der Familie überprüft (vgl. ebd.: 96). Mit anderen Worten setzen sich die Jugendlichen in ihren Such- oder Selbstfindungsprozessen verstärkt mit den Identitäts- und Lebensthemen der Eltern auseinander (vgl. King 2013: 127).

Der Forschungsstand macht deutlich, dass es von zentraler Bedeutung ist, die herrschende stereotypischen Vorannahmen über Migrationsfamilien mit zu reflektieren und eine alternative Lesart zu entwickeln, die die Potenziale und nicht nur die Differenzen von Familien im Kontext von Migration hervorheben (vgl. Hill 2020). Werden die Eltern-Kind-Beziehungen beispielsweise lediglich unter dem Aspekt betrachtet, dass sich die Akkulturationsstände von Eltern und Kindern unterscheiden (vgl. Usculan 2011), findet die Anerkennung von individuellen Anpassungsleistungen seitens der Eltern (vgl. Terkessidis 2004) keinen Raum, da eine positive Akkulturation unter diesem Verständnis erreicht ist, wenn die Wertevorstellungen des Ankunftslandes gänzlich übernommen werden. Ferner wird deutlich, dass die Ergebnisse unterschiedlich ausfielen, je nachdem welches Herkunfts- und Ankunftsland betrachtet wurde. Denn einerseits unterschieden sich die Einstellungen und der Grad der Traditionalität je nach Herkunftsland (Beham-Rabanser et al. 2019). Andererseits spielte der Kontext des Ankunftslands eine zentrale Rolle, sodass auch außerfamiliäre Faktoren miteinbezogen werden müssen (vgl. Schramm 2019). Von zentraler Bedeutung ist es, Diskriminierungserfahrungen miteinzubeziehen, da diese die Erziehungsleistung der betroffenen Eltern mitbeeinflussten (vgl. Coles 2006) und die Familie einen bedeutenden Ort darstellte, indem sie thematisiert werden (vgl. Hill 2020). Außerdem spielten weitere Einflussfaktoren bei der Gestaltung der Eltern-Kind-Beziehung, wie etwa der Einbezug von einheimischen Kindermädchen, eine Rolle (vgl. Souralová 2021). Dementsprechend ist es sehr wichtig, jede Migrationssituation differenziert zu betrachten und verschiedene Faktoren zu untersuchen, die für die Gestaltung von Generationenbeziehungen bedeutend sind. Bei der Literaturrecherche konnte keine Studie gefunden werden, die im Speziellen die Eltern-Kind-Beziehungen bei Eingewanderten aus muslimisch geprägten Ländern und ihren Kindern

untersucht und dabei einen Fokus auf die Mitgestaltung von Rassismuserfahrungen auf die familiären Beziehungen mitreflektiert.

3. Theoretische Einbettung

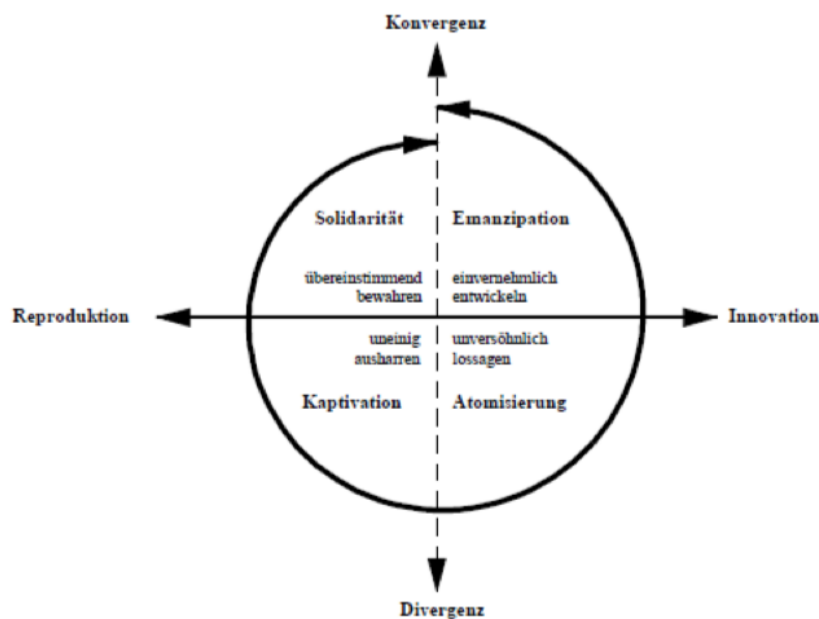
In der vorliegenden Masterarbeit wird die Frage behandelt, wie sich Eltern-Kind-Beziehungen aus Sicht der adoleszenten Kindergeneration im Kontext von Migration gestalten. Im Forschungsstand wurde dabei ersichtlich, dass die Einbettung der Forschungsergebnisse anhand unterschiedlicher theoretischer Framings möglich ist. Um den verschiedenen Dimensionen dieser Frage gerecht zu werden, bilden zwei theoretische Zugänge, welche sich mit der Analyse von Eltern-Kind-Beziehungen auseinandersetzen, den Rahmen dieser Arbeit. Zum einen handelt es sich um einen generationstheoretischen Zugang, wie ihn beispielsweise Trummer (2018) oder Baykara-Krumme (2013) in ihrer Forschung verwendeten. In diesem Zuge wird das Solidaritätsmodell nach Bengtson und das Ambivalenzmodell nach Lüscher vorgestellt. Diese Perspektive soll vor allem dazu dienen, die Eltern-Kind-Beziehung beschreiben zu können, doch die Kontextualisierung der Migration findet in diesen Theorien keinen Raum. In einigen Studien wurde hierfür die Konfliktthese aufgegriffen (vgl. Kalmijn 2019, Baykarar-Krummer 2013), doch diese bedient sich einem defizitär ausgerichteten Narrativ, indem die Migration als Problem aufgefasst wird. Aus diesem Grund stand die Bemühung im Vordergrund, ein alternatives theoretisches Framing heranzuziehen und die Wahl fiel auf einen stresstheoretischen Zugang. In dieser Perspektive wird die Migration und die damit verbundenen Herausforderungen als Stressor begriffen, welche das Familienleben mitgestaltet. Das Double ABCX-Model von McCubbin und Patterson bietet dabei die Möglichkeit, sowohl zu untersuchen wie die Familie den Stressor wahrnimmt, als auch welche Umgangsstrategien sie entwickelt. Dadurch stehen nicht lediglich die Herausforderungen im Vordergrund, die zu Konflikten im Familiensystem führen können, sondern eben auch der Umgangs- und Anpassungsprozess, wodurch die individuelle Anpassungsleistung (vgl. Terkessidis 2004) hervorgehoben werden kann.

3.1 Generationstheoretischer Zugang

Vern Bengtson entwickelte mit seinen Kollegen in der Longitudinal Study of Generations (LSOG) sechs Solidaritätsformen, die die familialen Generationenbeziehungen beschreiben. Bei der ersten Form handelt es sich um die *affektive Solidarität*, welche das Ausmaß und die Gegenseitigkeit der Gefühle zwischen den Familienmitgliedern umfasst. Die *assoziative Solidarität* bezieht sich auf die Häufigkeit und Muster der Interaktionen zwischen den Familienmitgliedern. Hier können beispielsweise die Kontakthäufigkeit oder gemeinsame Unternehmungen abgefragt werden. Die *konsensuelle Solidarität* bezeichnet den Grad der Übereinstimmung der Einstellungen, Ansichten und Meinungen. Bei der *funktionalen Solidarität* steht der Austausch von Ressourcen, was sowohl den finanziellen Transfer wie auch die praktische Hilfe umschließt, im Fokus. Die *normative Solidarität* beschreibt die Stärke, mit der sich die Familienmitglieder an ihre familiären Rollen und Verpflichtungen gebunden fühlen. Als letztes ist die *strukturelle Solidarität* zu nennen. Diese äußert sich in Gelegenheitsstrukturen für den Austausch zwischen den Generationen. Ein Beispiel dafür ist die Wohnentfernung zwischen den Eltern und Kindern (vgl. Bengtson 2001: 8). Die beschriebenen Solidaritätsformen ermöglichen es, die familialen Generationenbeziehungen differenziert zu beschreiben. Die verschiedenen Dimensionen lassen sich unterschiedlich zueinander in Beziehung setzen, sodass die Familienbeziehungen nicht nur aus einer Perspektive untersucht werden.

Lüscher (1998) thematisiert in seinem Ambivalenzmodell stärker die Gleichzeitigkeit des Auftretens von positiver Solidarität und negativen Aspekten in Generationsbeziehungen. (vgl. ebd.: 414). „Von Ambivalenz soll gesprochen werden, wenn gleichzeitige Gegensätze des Fühlens, Denkens, Wollens, Handelns und der Beziehungsgestaltung, die für die Konstitution individueller und kollektiver Identitäten relevant sind, zeitweise oder dauernd als unlösbar interpretiert werden“ (Lettke/Lüscher 2002: 441). Das Ambivalenzmodell (Abbildung 1) besteht nun aus vier Polen, wodurch sich vier Strategien des Umgangs mit Ambivalenzen ergeben.

Abbildung 1: Ambivalenzmodell



Quelle: Lüscher 2000, S.154

Die erste Dimension wird im Modell von der vertikalen, gestrichelten Linie abgebildet welche die personale Ebene beschreibt und sich zwischen den Polen Konvergenz und Divergenz bewegt. Die personale Ebene legt ihren Fokus dabei auf Ähnlichkeiten oder Verschiedenheiten in der Generationenbeziehung. Durch wahrgenommene Ähnlichkeiten entsteht Nähe, wohingegen wahrgenommene Verschiedenheiten zu Distanz in der Beziehung der Familienmitglieder führt. Die zweite Dimension, welche im Modell von der horizontalen, durchgezogenen Linie abgebildet wird, umspannt die Pole Reproduktion und Innovation. Sie beschreibt, ob Verhaltens- und Interaktionsmuster von Familienmitgliedern übernommen werden oder neue Handlungen entwickelt werden.

Aus der Kombination der beschriebenen Pole ergeben sich vier Umgangsstile allgemeiner Beziehungslogiken und Handlungsmaxime, die ebenfalls aus der Abbildung 1 ersichtlich werden. Durch eine emotionale Verbundenheit und das Bewahren von Traditionen resultiert der Umgangsstil „Solidarität“. Die Handlungsmaxime lautet in diesem Fall „übereinstimmendes Bewahren“. Aus einer emotionalen Nähe und gleichzeitiger Bereitschaft zur Innovation ergibt sich die Emanzipation. Die Handlungsmaxime lautet hier „einvernehmliches Entwickeln“. Die Kaptivation tritt bei einer hohen Divergenz und einer

hohen Reproduktion auf. Das heißt, es existiert eine emotionale Distanz zum generationalen Partner mit einer gleichzeitig starken Bewahrungstendenz, sodass sich die Handlungsmaxime „uneiniges Ausharren“ ergibt. Als letztes ist die Atomisierung zu nennen. Hierbei ist eine hohe Divergenz und ein starker Trend zur Innovation zu verzeichnen, sodass kein familialer Zusammenhalt besteht. Die Handlungsmaxime lautet „unversöhnliches Lossagen“ (vgl. Lüscher/ Liegle 2003: 291 ff.).

Die theoretische Ausführung hat gezeigt, dass Generationsbeziehungen sowohl von Solidaritäten als auch von Konflikten geprägt sein können. Bengston (2001) hat dabei eine Theorie entwickelt, die es ermöglicht die Solidarität zwischen den Generationen anhand verschiedener Dimensionen zu beschreiben. Das Ambivalenzmodell von Lüscher (1998) kann als eine Erweiterung von Bengstons Solidaritätsmodell angesehen werden, da es zusätzlich die Konflikte innerhalb der Familienbeziehungen thematisiert. Dadurch wird der ambivalente Charakter von familialen Generationenbeziehungen deutlich.

3.2 Stresstheoretischer Zugang

Wie bereits in der Einleitung dieses Kapitels beschrieben, ist es notwendig, einen theoretischen Zugang zu wählen, welcher zusätzlich reflektiert, dass Familien mit einer Migrationsgeschichte sich mit einer anderen Lebenswelt konfrontiert sehen. Familiärer Stress wird dabei als „pressure or tension in the family system – a disturbance in the steady state of the family“ definiert (Boss 2002: 16).

Reuben Hill (1949) entwickelte mit seinen Arbeiten das theoretische Fundament des „model of family stress“ (vgl. Price et als. 2016). Diese wird im Folgenden kurz vorgestellt, da sie für Familienforscher*innen die Grundlage für die Weiterentwicklungen von verschiedenen Modellen bildete. In seiner Auseinandersetzung mit familiären Umstellungsprozessen bzw. Adaptierung fokussierte sich Hill (1949) ursprünglich auf Familien, in denen in den Krieg gezogene Männer zur Familie zurückkehrten (vgl. Zhang Creaser 2017: 580). Im Zuge dessen entwickelte Hill das ABC-X Model of Family Crisis, welches aus vier dynamischen Komponenten besteht. A beschreibt das stressauslösende Ereignis von ausreichender Größenordnung, sodass es zu einer Veränderung in der Familie kommen kann. Die Komponente B stellt die Ressourcen dar, welche zum stress-geprägten Zeitpunkt vorhanden

sind. C drückt aus, welche Bedeutung die Familie dem stressverursachenden Ereignis zuschreibt. Zum Schluss bleibt der Faktor X darzulegen, welcher durch all jene beschriebenen Moderatoren beeinflusst wird. Darin liegt die Hauptidee des Modells: „The main idea is that the X factor is influenced by several other moderating phenomena. Stress or crises is not seen as inherent in the event itself, but conceptually as a function of the response of the disturbed family system to the stressor“ (Price et al. 2017: 6). Der X-Faktor drückt somit die wichtigste Ergebnisvariable aus, die die Störungen in der Familienroutine als Reaktion auf einen Stressor beschreibt (vgl. McMullin/ Patterson 1983: 17).

Das Modell zeichnet somit einen weitaus komplexeren Zusammenhang zwischen dem stressauslösenden Ereignis und dem Maß an Stress als ein lineares Bedingungsverhältnis, dennoch wurde die Kritik angeführt, dass es nicht den Bewältigungsprozess untersucht, sondern lediglich den Eintritt der Krise beschreibt (Rosino 2016). Dementsprechend wurde das Modell von verschiedenen Forscher*innen weiterentwickelt. Unter anderem konzipierten McCubbin und Patterson (1983) das Double ABCX-Model. Dieses bewahrt die Hauptkomponenten des ursprünglichen Modells von Hill, fügt jedoch nach jedem Großbuchstaben einen kleinen Buchstaben hinzu (Aa, Bb, Cc und Xx), um Faktoren zu kennzeichnen, die der Krise vorausgingen, sowie die Änderungen in jenen Elementen darzustellen, die sich im Laufe der Zeit entwickelt haben.

Abbildung 2: Double ABCX-Model

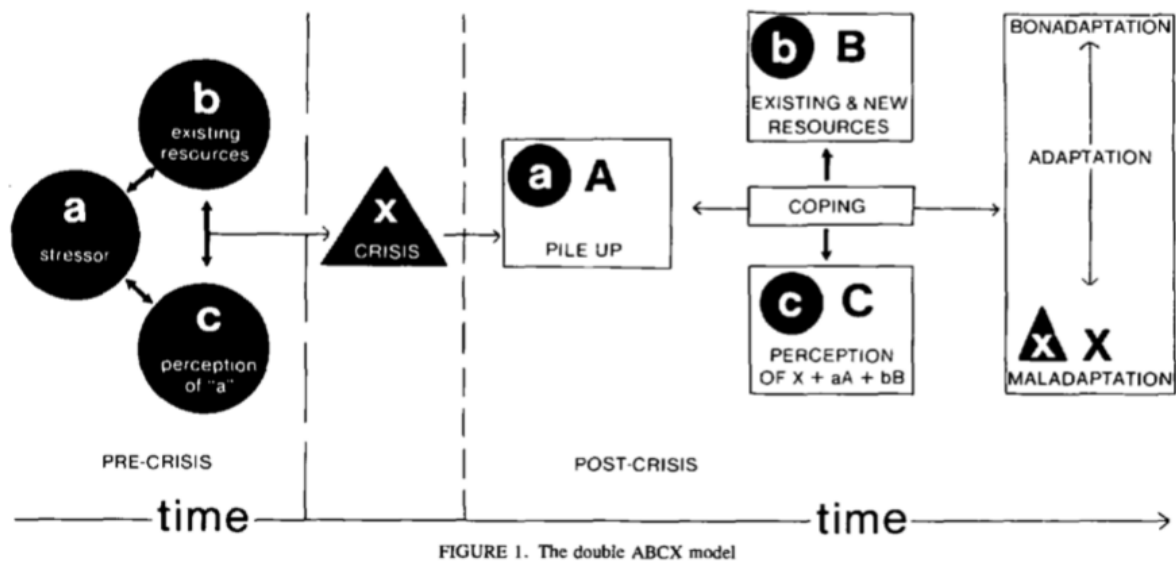


FIGURE 1. The double ABCX model

Quelle: McCubbin & Patterson 1983, S. 12

Das weiterentwickelte Modell von McCubbin und Patterson umfasst demnach einen größeren Zeitabschnitt, sodass sich der „Double A“- Faktor auf die Anhäufung von Stressoren im Familiensystem bezieht. Dabei wird eine Unterscheidung von drei Arten des Stressors getroffen: „The family must deal with unresolved aspects of the initial stressor event, the changes and events that occur regardless of the initial stressor (e.g., changes in family membership), and the consequences of the family’s efforts to cope with the hardships of the situation (e.g., intrafamily role changes)” (Price et al. 2017: 16). Der B-Faktor erfährt ebenfalls eine Erweiterung zu Hill’s Definition, denn neben den Ressourcen, die der Familie bereits zur Verfügung stehen, werden im Double ABCX-Model Ressourcen inkludiert, die als Reaktion auf die Stresssituation gestärkt oder entwickelt werden. Der Cc-Faktor erkennt an, dass die Krisenwahrnehmung der Familie mit der Anhäufung von stressbelasteten Ereignissen, sowie mit den bestehenden und neuen Ressourcen zusammenhängt. Damit einhergehend umfasst die Wahrnehmung der Stresssituation und der damit verbundenen Belastungen die Anhäufung der negativen Ereignisse sowie die Beurteilung, die die Familie der Gesamtsituation beimisst. Nun bleibt der Double X-Faktor zu erklären, der die ursprüngliche Stressreaktion und die anschließende Anpassung beinhaltet. Er ist dabei als Kontinuum aufzufassen, der von der Maladaption auf der einen Seite bis zur Bonadaption auf der anderen Seite reicht.

Um die familiäre Anpassung nach dem Modell von McCubbin und Patterson untersuchen zu können, sind drei Elemente zu berücksichtigen: (a) das einzelne Familienmitglied, (b) das Familiensystem und (c) die Gemeinschaft, der die Familienmitglieder und die Familie als Einheit angehören. Jedes dieser drei Elemente ist sowohl durch Anforderungen als auch durch Fähigkeiten gekennzeichnet und eine Familienanpassung wird durch wechselseitige Beziehung erreicht: „Family adaption is achieved through reciprocal relationships where the demands of one of these units are met by the capabilities at another so as to achieve a ‚balance‘ simultaneously at two primary levels of interaction“ (McCubbin, Patterson 1983: 18).

Zunächst wird eine Balance zwischen den einzelnen Familienmitgliedern und dem Familiensystem angestrebt, welche erreicht wird, wenn die Anforderungen, die von einem Mitglied an die Familie gestellt werden, durch ihre Fähigkeiten gestillt werden können. Umgekehrt führt ein Ungleichgewicht, welches eintritt, wenn die Anforderungen des Individuums die Fähigkeiten des Familiensystems übersteigen, zu familiärem Stress. Beispielsweise kann der Eintritt eines Familienmitglieds in die Pubertät als Stressor gesehen werden. In diesem Zeitraum entwickelt sich zunehmend der Wunsch nach Unabhängigkeit, was zu einem Ungleichgewicht führen kann, wenn die Familie nicht die Fähigkeiten hat, ihre strengen Regeln anzupassen, sodass das Verlangen nach Selbstständigkeit beim Jugendlichen gestillt wird. Die Familie steht also vor der Herausforderung, eine neue „Balance“ zwischen dem einzelnen Mitglied und dem Familiensystem zu erarbeiten (vgl. ebd.).

Auf der zweiten Ebene wird ein Gleichgewicht zwischen der Familieneinheit und der Gemeinschaft, zu der die Familie angehört, angestrebt. McCubbin und Patterson ziehen dabei die Arbeitswelt als Beispielgemeinschaft heran, in die die Familie integriert ist. Die Forscher*innen führen aus, dass die Familieneinheit sowie die Arbeitswelt um die Beteiligung und das Engagement von Familienmitgliedern konkurrieren, was als Stress wahrgenommen werden kann. Der Wiedereintritt in das Berufsleben einer Ehefrau und Mutter kann demzufolge einen Stressor darstellen, wenn die Familie von ihr verlangt, sich vorrangig dem Familienleben zu widmen. Zusätzlich kann die Familie zögern, ihre Regeln und Verantwortlichkeiten zu ändern, um eine Vereinbarkeit zu fördern, sodass der Elternteil, welcher (wieder) in die Arbeitswelt tritt, dies tun kann, ohne unter einer emotionalen Schuld

oder einer Doppelbelastung zu leiden. Demnach ist die Familie auch hier gefordert, einen Einklang zwischen Anforderungen und Fähigkeiten zu finden (ebd.).

Die Forscher*innen betonen jedoch, dass es in der Realität keine perfekte Anpassung geben kann, im Zuge derer die Anforderungen und die Fähigkeiten komplett ausgeglichen sind. Eine erfolgreiche Anpassung an ein stressbelastendes Ereignis erfordert vielmehr „a general orientation by the family which reflects a sense of acceptance and understanding that this is the best they can do under the circumstances“ (McCubbin und Patterson 1983: 19). Die Anpassung der Familie an eine stressbelastende Situation beschreibt das zentrale Konzept des Double ABCX-Models. Dieses wird verwendet, um den familiären Umgang mit dem Stressor und der damit einhergehenden Bemühung, eine Balance in beiden Ebenen zu erreichen, zu beschreiben. Dadurch kann ein Kontinuum von Ergebnissen geschildert werden, welche sich, wie eingangs erwähnt, zwischen Bonadaption und Maladaption bewegen. Die Bonadaption beschreibt dabei das positive Ende der familiären Anpassungsleistung und ist durch ein Gleichgewicht auf beiden Funktionsebenen gekennzeichnet. Das führt wiederum dazu, dass die familiäre Integrität erhalten bleibt, bzw. sogar gestärkt wird. Außerdem wird die positive Entwicklung des einzelnen Mitglieds, sowie der Familie als Einheit gefördert und die familiäre Unabhängigkeit aufrechterhalten, da das Gefühl überwiegt, die Kontrolle über Umwelteinflüsse zu haben. Die Maladaption bildet hingegen das negative Ende der familiären Anpassungsleistung und ist gekennzeichnet durch ein anhaltendes Ungleichgewicht auf beiden Ebenen der Familienfunktion. In diesem Fall sind die entgegengesetzten Folgen zu erwarten: Die familiäre Integrität und damit einhergehend die familiären Beziehungen leiden. Zudem kann dies zu Einschränkungen oder Verschlechterungen des Wohlbefindens der einzelnen Mitglieder und der Familie als Einheit führen. Ein Verlust oder Rückgang der familiären Unabhängigkeit ist ebenfalls wahrscheinlicher (ebd.: 20).

Durch das Double ABC-X Model von McCubbin und Patterson (1983) können der Umgang, die Folgen und die Umgangsstrategien mit familiärem Stress gut beschrieben werden. In der vorliegenden Masterarbeit wird die Migration und die Herausforderungen, die damit einhergehen als Stressor aufgefasst. McCubbin und McCubbin haben aufbauend auf ihre Forschung ein Model entwickelt, welches sich explizit auf Familien bezieht, die zu einer ethnischen Minderheit gehören (Modified resilience model of adjustment and adaption in

ethnic family systems, kurz R&RTEFS) (vgl. McCubbin, McCubbin 2013). Die Entscheidung fiel bewusst gegen das R&RTEFS als theoretische Brille für den Umgang der selbsterhobenen Daten zu wählen. Der Grund hierfür ist, dass sich das Model stark auf das „family schema“ stützt, welches wie folgt definiert wird: „In the context of ethnic family systems, a schema is defined as a structure of fundamental convictions and values shaped and adopted by the family system over time“ (ebd.: 180). Findet nun ein stressbelastendes Ereignis statt, welches die Funktionsweise der Familie beeinträchtigt, ist das Family Schema ein wesentliches Element bei der familiären Anpassungsleistung. Das Family Schema kann jedoch am besten durch eine Datenerhebung abgebildet werden, indem die Familie als Einheit in die Forschung miteinbezogen wird, da es den einzigartigen Charakter und die Identität des Familiensystems beschreiben soll. Da in dieser Arbeit jedoch die Sicht der adoleszenten Kindergeneration erhoben wurde, wird das Double ABCX-Model als theoretischer Rahmen dienen. Das ursprüngliche Modell von McCubbin und Patterson ermöglicht es herauszuarbeiten, welche Anforderungen die Kindergeneration an das Familiensystem stellt und mit welchen Fähigkeiten dem begegnet wird. Zwar wurde die Sicht der Eltern nicht persönlich erhoben, doch die Beschreibung dieser von adoleszenten Kindern, erklärt die Reaktion der befragten Personen und die Wahl ihrer Umgangsstrategie mit familiärem Stress. In der Beschreibung der Eltern-Kind-Beziehung, wofür die Solidaritätsformen von Bengston und das Ambivalenzmodel von Lüscher herangezogen wurden, spiegelt sich zudem die familiäre Integrität wider, wodurch wiederum eine Einschätzung dessen folgen kann, zu welchem Ende des Xx-Faktor Spektrums die Anpassung auf die stressbelastete Situation im Familiensystem tendiert.

Da die Entscheidung gegen das R&RTEFS als theoretisches Framing fiel, welches speziell auf die Herausforderungen von Familien, die einer ethnischen Minderheit angehören, eingeht, ist es notwendig den migrationsbedingten Stress andersartig theoretisch zu beleuchten. Da in der vorliegenden Untersuchung Personen teilnehmen, deren Eltern aus einem muslimisch geprägten Land migriert sind und sie somit einer ethnischen Minderheit angehören, bzw. mit rassistischer Diskriminierung konfrontiert sind, wird das ABCX-Model von der Minority Stress Theory von Meyer (2003) ergänzend unterstützt. Diese richtet sich an Individuen und Familien, die einer Minderheit angehören und von spezifischen sozialen Vorurteilen betroffen sind (vgl. ebd.: 582 f.).

Nachteile bzw. Diskriminierung die sich aufgrund des sozialen Status, Rassismus, Sexismus oder Homophobie ergeben, können Veränderungen bei den betroffenen Personen auslösen, die eine Bewältigungsstrategie erfordern. Dementsprechend können verschiedene Diskriminierungsformen, die von unterschiedlichen Minderheiten erfahren werden, als Stressoren verstanden werden (vgl. Meyer 2003: 676). Wichtig ist hierbei ein intersektionaler Blick auf die Verwobenheit von unterschiedlichen Formen der Ungleichheit. Intersektionalität verweist darauf, dass Ungleichheitskategorien miteinander korrelieren, indem sie sich gegenseitig verstärken oder auch abschwächen können und sich nicht lediglich addieren (vgl. Degele/ Winker 2011: 70 f.). Dieser Logik folgend lässt sich folgendes Szenario beispielhaft ausführen: Eine Person mit (gelesenem) muslimischen Migrationshintergrund, kann aufgrund von Rassismen, also „Herrschaftsverhältnisse(n), die auf strukturellen Machtasymmetrien zwischen Menschengruppen beruhen, die symbolisch zu ‚Rassen‘ gemacht wurden“ (ebd.: 73) Diskriminierung erfahren, welche wiederum durch eine hohe Bildung abgeschwächt oder eben durch eine niedrige noch weiter verstärkt werden kann. Minority Stress, welcher hier nun intersektional gedacht wird, stellt dabei einen spezifischen Stressor dar, da es sich durch drei wesentliche Merkmale auszeichnet. Zum einen korreliert Minority Stress mit allgemeinen Stressoren, die von allen Menschen erlebt werden können (z.B. Scheidung, Transition im Allgemeinen, gesundheitliche Probleme, etc.). Stigmatisierte Personen müssen demnach zu den herkömmlichen Bewältigungsstrategien weitere entwickeln. Zum anderen gestaltet sich der Stress, welcher von Minderheiten empfunden wird als stetig, da ihm stabile soziale und kulturelle Strukturen zugrunde liegen. Als letztes ist hervorzuheben, dass er sozial begründet ist. Das heißt, Minority Stress lässt sich von sozialen Prozessen, Institutionen und Strukturen herleiten und eben nicht von individuellen Ereignissen oder Bedingungen, wie es bei allgemeinen Stressoren charakteristisch ist (vgl. Meyer 2003: 677).

4. Methodisches Vorgehen

Im Folgenden wird das methodische Vorgehen der vorliegenden Masterarbeit beschrieben. Da die Entscheidung auf einen qualitativen Forschungszugang fiel, werden zunächst die Grundprinzipien der qualitativen Sozialforschung erläutert. Anschließend wird zudem der verwendete Forschungsstil der Grounded Theory Methodologie beschrieben und seine Besonderheiten hervorgehoben. Daraufhin folgt eine Ausführung des problemzentrierten

Interviews nach Andreas Witzel (2000), da es sich um die angewendete Methode dieser Forschungsarbeit handelt. Zum Schluss dieses Kapitels wird auf den Feldzugang eingegangen. In diesem Zuge werden außerdem die befragten Personen durch Kurzcharakteristika vorgestellt.

4.1 Grundprinzipien der qualitativen Sozialforschung

Die qualitative Sozialforschung vertritt den Konstruktivismus, das heißt sie geht nicht von einer objektiven Wirklichkeit aus, sondern nimmt die Grundposition ein, dass die soziale Wirklichkeit in Form einer interaktiv ‚hergestellten‘ und konstruierten Wirklichkeit Forschungsgegenstand ist. Es handelt sich hierbei nach Alfred Schütz (1993) um eine „Rekonstruktion 2. Grades“. Ihr Ziel ist es, den Sinn, die subjektive Sichtweise bzw. Deutung einer Person zu rekonstruieren. Dieser entsteht in Interaktionen und ist stets kontextgebunden. Die Deutungen können hierbei nicht objektiv erfasst werden, sondern ergeben sich erst in der Interaktion mit einem Menschen (vgl. Helfferich 2009: 22). „Die soziale Wirklichkeit, so die Grundposition, ist als immer schon interpretierte, gedeutete und damit interaktiv ‚hergestellte‘ und konstruierte Wirklichkeit Forschungsgegenstand“ (ebd.: 22). Der Forschungsauftrag der qualitativen Sozialforschung ist nun genau diese soziale Wirklichkeit zu verstehen. Dafür wird hauptsächlich mit sprachlichen Äußerungen gearbeitet, das heißt, es muss eine Kommunikationssituation geschaffen werden, um so Zugang zu dem Sinn der Befragten zu erlangen.

Ein weiteres Grundprinzip ist die Offenheit. Denn so bietet sich die Möglichkeit für die befragte Person, Zeit und Raum, eigene Themen, Formulierungen und Interpretationen mitzuteilen, da der zu untersuchende Sinn nicht einfach objektiv existiert, sondern erst in der Interaktion mit anderen Menschen entsteht. In diesem Zusammenhang ist in qualitativen Interviews auch das Prinzip der Fremdheit maßgeblich, welche den/die Fragende*n dazu anhält, sich von den jeweiligen Selbstverständlichkeiten des eigenen Denkens zu distanzieren, um sich völlig auf die Perspektive des Interviewpartners oder der Interviewpartnerin einlassen zu können. Dieser Aspekt ist für diese Forschungsarbeit von besonderer Relevanz, da ich selbst im Kleinkindalter zusammen mit meinen Eltern nach Deutschland migriert bin. Dementsprechend ist die Beziehung zu meinen Eltern wesentlich geprägt durch den Kontext der Migration. Durch diesen Umstand hat sich auch das Interesse und die Idee zu dem

Forschungsthema „Eltern-Kind-Beziehungen im Kontext von Migration“ entwickelt. Obwohl die Nähe zum Thema auch Vorteile mit sich bringt, die im weiteren Verlauf näher beleuchtet werden, heißt das auch, dass ein besonderes Augenmerk auf das Prinzip der Fremdheit gerichtet werden muss. Dementsprechend ist es wichtig, dass ich mich im Forschungskontext und vor allem bei der Datenanalyse von meinen persönlichen, familiären Erfahrungen distanzieren. Nur so ist es möglich, dass ich keine vorgefertigten Interpretationen, die sich aus meiner eigenen Biografie geformt haben, über die Perspektive meiner Interviewpartner*innen stülpe. Nichtsdestotrotz kann nicht bestritten werden, dass ich mich von meiner persönlichen Familiengeschichte beeinflussen lasse. So war ich in dieser Arbeit stets bemüht dem defizitär ausgerichteten Blick auf Migrationsfamilien entgegenzuwirken. Die bewusste Suche nach einem alternativen Narrativ ist zum Teil auf meine persönlichen Familienbeziehungen und mein persönliches Umfeld zurückzuführen. Diesen Aspekt reflektiere ich jedoch stets in der Forschungsarbeit mit.

Zudem ist das Prinzip der Reflexivität von zentraler Bedeutung. Der/die Forscher*in muss sich stets bewusst sein, dass er/sie aufgrund der eigenen Subjektivität einen Einfluss auf die Ergebnisse der Forschung hat. Diese Subjektivität wird in der qualitativen Sozialforschung im Gegensatz zur quantitativen Sozialforschung nicht als Störfaktor betrachtet, da sie Voraussetzung der Konstruktion ist (vgl. ebd: 21 ff.). Auch in Anbetracht dieses Prinzips muss meine persönliche Nähe zum Forschungsvorhaben thematisiert werden. Vor der Durchführung der Interviews habe ich allen befragten Personen mein Forschungsthema erklärt und offengelegt, dass sich das Interesse aufgrund der Beziehung zu meinen Eltern entwickelt hat. Zudem befinde ich mich in derselben Altersklasse wie die befragte Personengruppe. Durch diese zwei Ähnlichkeiten und dadurch, dass es sich bei der Mehrzahl der interviewten Personen ebenfalls um Student*innen handelt, baute sich zu Beginn des Interviews eine vertraute Atmosphäre auf. An diesem Punkt kommen die vormalerweise erwähnten Vorteile zutage. Durch das Vertrauen, welches sich durch den Umstand ergab, dass ich ebenfalls im Kontext der Migration aufgewachsen bin und dadurch als betroffene Person forsche, sprachen die Interviewpartner*innen sehr offen mit mir.

4.2 Grounded Theory Methodologie

In der qualitativen Sozialforschung bieten sich unterschiedliche Forschungsstile an. Eine davon ist die „Grounded Theory Methodologie“, die von Barney Glaser und Anselm Strauss (1967) in den 1960er Jahren begründet worden ist. Für die vorliegende Masterarbeit wurde sich für eben diesen Forschungszugang entschieden, weswegen er im Folgenden näher erläutert wird.

Die Grounded Theory Methodologie zeichnet sich durch drei grundlegende Vorgehensweisen aus: Der Kodier-Prozess, das ständige Vergleichen und das theoretische Sampling. Das Kodieren umfasst einen dreistufigen Prozessvorgang. Als erstes folgt das offene Kodieren, welches der Generierung von Konzepten dient. Nun soll das Datenmaterial aufgebrochen werden, um von der reinen Beschreibung hin zu einer Abstraktionsebene zu gelangen. Hierbei ist es wichtig offen voranzugehen und verschiedene Interpretationsmöglichkeiten festzuhalten (vgl. Przyborski, Wohlrab-Sahr 2014: 210). Ich habe dabei die entsprechenden Textstellen farbig im Text markiert und nebenan eine Notiz erstellt, in denen ich Fragen an dem Text nach Böhm (2017) durchgegangen bin, um über eine reine Paraphrasierung hinauszukommen. Als nächstes folgt das axiale Kodieren. Hier ist das Ziel, die vorhandenen Konzepte weiter zu verfeinern und zu differenzieren. Dabei sollen Kategorien entwickelt werden, welche die Beziehungsnetzwerke der unterschiedlichen Konzepte vergleichen und zueinander in Verbindung setzen. An dieser Stelle habe ich die vorhandenen Konzepte in einer Excel-Tabelle sortiert und den gebildeten Kategorien zugeordnet. Dabei können sich bereits Schlüsselkategorien herauskristallisieren (vgl. Böhm 2017: 478 f.). Im letzten Schritt, dem selektiven Kodieren, soll nun die Schlüsselkategorie identifiziert und untersucht werden. Diese ist bereits durch ihr Erklärungspotenzial gekennzeichnet. Hierbei ist die Analysearbeit stärker auf die Theoriebildung ausgerichtet. Dabei wird sie selektiver, da der Fokus stärker darauf ausgerichtet ist, „was sich als Kern der Theorie herauszuschälen beginnt“ (Przyborski, Wohlrab-Sahr 2014: 211). In meinem Fall haben sich vier Schlüsselkategorien herausgebildet: Der Kontext Migration, Rassismus und Familie, Konflikte in der Eltern-Kind-Beziehung und die Beschreibung der Eltern-Kind-Beziehung.

Während des gesamten Kodier-Prozesses ist es dabei sehr wichtig, stets Memos zu schreiben, denn „das Schreiben von theoretischen Memos fördert eine Distanzierung von den Daten und trägt dazu bei, über eine nur deskriptive Arbeit hinauszugelangen“ (Böhm 2017: 477).

Außerdem sollen die Daten stets miteinander verglichen werden (vgl. Breuer 2010: 41). Dadurch wird eine analytische Vielfalt erzeugt, welche ebenfalls als Dimensionalisierung bekannt ist (vgl. Strübling 2014: 19). Zudem ist das theoretische Sampling für die Grounded Theory Methodologie charakteristisch. Das bedeutet, dass die Datenauswertung die Datenerhebung steuert. Dadurch ist der Forschungsablauf nicht festgesetzt und es besteht die Möglichkeit eines ständigen Wechsels zwischen den unterschiedlichen Forschungsphasen. Aus diesem Grund wird von einem zyklischen Vorgang gesprochen (vgl. Breuer 2010: 55). Beispielsweise kann beim axialen Kodieren festgestellt werden, dass die gebildeten Kategorien nicht mehr zur Forschungsfrage passen. In diesem Fall ermöglicht der offene Forschungszugang der Grounded Theory Methodologie die Verwerfung und eine Neuentwicklung der Forschungsfrage.

4.3 Problemzentriertes Interview

Das problemzentrierte Interview nach Andreas Witzel (2000) diene in der vorliegenden Masterarbeit als Erhebungsinstrument. Dabei handelt es sich um ein theoriegenerierendes Verfahren, welches durch sein induktiv-deduktives Wechselspiel ermöglicht, den vermeintlichen Gegensatz zwischen Theoriegeleitetheit und Offenheit aufzuheben.

Das problemzentrierte Interview ist gekennzeichnet von drei Grundpositionen: Problemzentrierung, Gegenstands- und Prozessorientierung. Mit der Problemzentrierung ist gemeint, dass sich die Forschung an einer gesellschaftlich relevanten Problemstellung zu orientieren hat. Diese wurde eingangs bereits skizziert (vgl. Kapitel 1). Dies ist vor allem für die Vorinterpretation von zentraler Bedeutung. Anhand des vorhandenen Wissens, welches sich durch das Auseinandersetzen mit dem Forschungsstand und der Theorie gebildet hat, können Fragen entwickelt werden. Die Gegenstandsorientierung bedeutet, dass die Wahl der Methode sich nach den unterschiedlichen Anforderungen des untersuchten Gegenstandes zu richten hat. In meinem Fall geht es um die Eltern-Kind-Beziehung im Kontext von Migration aus Sicht der adoleszenten Kindergeneration. Es geht somit um die subjektive Sinnweise, die wie anfangs erläutert, besonders gut durch Interaktionen erfasst werden kann, weswegen Interviews geführt worden sind. Im Vorfeld wurde hierfür ein Leitfaden erstellt, welcher eine unterstützende Funktion hatte. Er diene einerseits als Gedächtnisstütze, andererseits konnte dank dem Leitfaden ein Orientierungsrahmen gesetzt werden. Dadurch konnte die Sicherheit

geschaffen werden, dass die Interviews vergleichbar sind. Das Interview begann mit folgender Erzählaufforderung:

„Als erstes würde ich dich bitten, mir davon zu erzählen, wie dein Leben so verlaufen ist - quasi von der Geburt an bis zur Gegenwart. Du kannst erzählen, was alles Wichtiges passiert ist, was für Entscheidungen anstanden, Ereignisse, die gekommen sind, Erlebnisse tolle und schreckliche oder was dich auf dem Weg irgendwie beeindruckt hat. Es wäre super, wenn du dabei auch auf die Beziehung zu deinen Eltern eingehen könntest und diese in deinen unterschiedlichen Lebensphasen beschreibst. Du kannst dabei auf alles eingehen, was für dich wichtig ist, für mich ist alles interessant. Alles was du erzählst ist wichtig und es gibt kein richtig und falsch. Lass dir dabei so viel Zeit wie du brauchst. Ich werde dich nicht unterbrechen und höre erstmal nur zu und mache mir dabei paar Notizen.“

Das Ziel war es, die Erzählaufforderung möglichst offen zu gestalten, sodass die interviewten Personen die Möglichkeit hatten ihren Fokus in der Erzählung selber zu setzen. Dadurch wurde das Offenheitsprinzip gewahrt, damit die spezifische Relevanzsetzung beim erzählenden Individuum lag. So konnte herausgearbeitet werden, welche Situationen im Lebensverlauf eine besondere Rolle in der Eltern-Kind-Beziehung für die/den Betroffene*n gespielt haben. Nachdem die befragten Personen ihren Lebensverlauf mit Bezug zur Eltern-Kind-Beziehung geschildert hatten, folgten konkrete Fragen über die Kommunikationsgestaltung mit den Eltern, um ein konkreteres Verständnis für die Solidaritätsgestaltung zwischen den Generationen zu generieren. Der letzte Themenblock bezog sich auf rassistische Erfahrungen, die die befragten Personen persönlich erfahren haben und wie sie in der Familie thematisiert wurden. Nach jedem dieser Themenblöcke folgten immanente Nachfragen, die sich auf das Gesagte bezogen. Dies hatte einerseits den Grund, den Redefluss weiter zu aktivieren und andererseits Unklarheiten direkt zu klären, um im weiteren Verlauf entsprechend auf das Gesagte reagieren zu können. Es wurde jedoch darauf geachtet, dass der Redefluss der Person zu Ende war, bevor die Nachfragen gestellt wurden, um das Offenheitsprinzip nicht zu stören und das Interview zu stark zu lenken. Bevor die sozialstatistischen Daten der Interviewpersonen abgefragt wurden, wurde die Frage nach dem schönsten Erlebnis mit den Eltern gestellt. Die Abschlussfrage verfolgte das Ziel, die befragten Personen mit einer schönen Erinnerung aus dem Interview zu entlassen. Vor allem vor dem Hintergrund, dass der Themenblock über rassistische Erfahrungen eine Auseinandersetzung mit stark negativ behafteten und möglicherweise triggernden Gefühlen bedeutete, war es mir wichtig, einen möglichst positiven Abschluss zu finden. Die Prozessorientierung als die dritte Grundposition

des problemzentrierten Interviews wurde durch die oben beschriebene Gestaltung des Interviews erfüllt. Sie besagt, dass die Kommunikation sensibel und akzeptierend sein soll, was durch die offene Gesprächsführung geleistet werden konnte.

Die Interviews wurden aufgezeichnet, sodass eine präzise Erfassung des Kommunikationsprozesses und eine anschließende Transkription gewährleistet war. Die erstellten Transkripte dienten als Datengrundlage, die zur Datenanalyse herangezogen wurden. Außerdem wurde direkt nach den Interviews ein Postskript erstellt, welches eine Skizze zu den Gesprächsinhalten beinhaltete. Dabei wurde zudem der erste Eindruck des Interviews festgehalten, der die allgemeine Stimmung, erste Interpretationen und non-verbale Auffälligkeiten während des Interviews umfasste (vgl. Witzel 2000).

Die Forschungsethik nimmt bei dieser empirischen Arbeit einen wichtigen Stellenwert ein. Dies ist der Fall, da es sich bei der Personengruppe um eine ethnische Minderheit handelt, die stigmatisierten Vorurteilen ausgesetzt ist. Dementsprechend zieht diese Arbeit die Verantwortung mit sich, diese zu thematisieren und einen Beitrag zu leisten sie abzubauen. Außerdem wurden sensible Daten erhoben, die sich auf rassistische Erfahrungen beziehen, weswegen hier ein rücksichtsvoller Umgang gefordert war. Angesichts dieser Punkte folgt nun eine Auseinandersetzung mit den ethischen Grundprinzipien der qualitativen Forschung und deren Umsetzung in dieser Masterarbeit.

Die Grundsätze des Ethik-Kodex für Soziologen und Soziologinnen legen den Forschenden eine möglichst objektive und integre Verhaltensweise nahe und verpflichtet sie zu einer vollständigen, unverfälschten Veröffentlichung der erforschten Daten. Im gesamten Forschungsprozess wurde auf die Forschungsethik geachtet, damit der Schutz der interviewten Person gewährleistet ist. Hierfür ist es wichtig die/den Befragte*n über die Ziele und Methoden des entsprechenden Forschungsvorhabens so detailliert wie möglich zu informieren und eine informierte Einwilligung einzuholen (vgl. DGS & BDS 2014, I §2, Abs. 3). Neben der informierten Einwilligung wurden die Ziele der Masterarbeit und die Verarbeitung der Daten vor dem Beginn des Interviews nochmals geschildert, sodass die interviewten Personen die Möglichkeit hatten, bei Unklarheiten konkrete Fragen zu stellen. Außerdem wurde im Vorfeld besprochen, welche Fragen im Interview thematisiert werden. Damit wurde

den befragten Personen die Chance gegeben, im Vorhinein bekannt zu geben, wenn sie auf etwas bestimmtes nicht eingehen wollten oder konnten. Dies war mir angesichts der sensiblen und möglicherweise aufwühlenden Themen besonders wichtig. Zudem wurde darauf hingewiesen, dass sie auf keine Frage antworten müssen, falls sie sich damit unwohl fühlen sollten. Mit dieser Umgangsstrategie wurde das Ziel verfolgt, eine wohlfühlende und geschützte Atmosphäre zu schaffen, in der sich die betroffenen Personen sicher fühlen. Des Weiteren sollte dadurch gewährleistet werden, dass die persönlichen Grenzen Berücksichtigung finden.

Eine Untersuchung kann spezielle Risiken mit sich ziehen. In diesem Fall wurden teilweise sehr private Informationen besprochen, bei denen es den befragten Personen unangenehm sein könnte, diese auf ihre Person zurückführen zu können. Aus diesem Grund ist es wichtig, die Betroffenen über die Risiken aufzuklären und ihre Anonymität zu wahren (vgl. ebd.: Abs. 4-5). Die Anonymisierung stellt für die qualitativen Forscher*innen jedoch eine große Herausforderung dar, da Kontextualität und Kontextualisierung für die Forschung von zentraler Bedeutung sind, aber dadurch Rückschlüsse auf die betroffene Person bzw. Institution gezogen werden können. Vor allem im Zeitalter des Internets ist es besonders leicht anhand von wenigen Informationen die/den Befragte*n zu erkennen. Der/die Forscher*in steht demnach vor der Herausforderung die Balance zwischen dem Schutz der interviewten Person und einer vollständigen und unverfälschten Arbeit zu finden (vgl. von Unger 2014: 25). In diesem Fall wurde sich dafür entschieden sowohl die Namen der interviewten Personen wie auch die aller im Gespräch vorkommenden Menschen zu pseudonymisieren. Straßen- und Städtenamen werden nicht erwähnt, es erfolgt lediglich die Information ob die interviewte Person aus Deutschland oder Österreich kommt. Zudem wird die genaue Arbeitsstelle beziehungsweise Studienrichtung nicht bekannt gegeben. Es wird lediglich darauf hingewiesen, welcher Berufsgruppe die Person angehört.

Außerdem ist es wichtig, die Daten vertraulich zu behandeln. Aus diesem Grund bin ich die einzige Person, welche die Transkripte in ihrer ganzen Form zu sehen bekommt. In dieser Arbeit werden lediglich anonymisierte Zitate präsentiert, welche keine Rückschlüsse auf die befragte Person ziehen lassen. Im Sinne der qualitativen Sozialforschung fand auch ein Austausch mit anderen Soziologiestudentierenden über die Ergebnisse der empirischen

Ausarbeitung statt, indem mögliche Interpretationen besprochen worden sind. In diesen Fällen wurde ebenfalls darauf geachtet, keine persönlichen Informationen der interviewten Personen zu teilen. Nach Abschluss des Studiums werden zudem die aufgezeichneten Interviews und Transkripte gelöscht.

4.4 Feldzugang und Kurzcharakteristika

Da nun die gewählte Methodik, die der vorliegenden Forschungsarbeit zugrunde liegt, beschrieben worden ist, sowie erläutert wurde, welche Grundprinzipien dabei beachtet werden müssen, folgt die Beschreibung des Feldzugangs und der Kurzcharakteristika der interviewten Personen.

Bevor die Suche nach potenziellen Interviewpartner*innen erfolgen konnte, musste entschieden werden, welche Merkmale die Personen teilen sollen. Die Auswahl des Samples erfordert in der qualitativen Sozialforschung eine besondere Rolle: „Die bewusste Fallauswahl und das Arbeiten mit geringen Fallzahlen impliziert, dass gerade deswegen der Prozess des Samplings intensiv reflektiert werden muss“ (Misoch 2015: 186). Aus diesem Grund wurde bei dieser Überlegung die Forschungsfrage nochmals genauer betrachtet und darüber reflektiert, welche Zielgruppe diese am besten beantworten kann. An dieser Stelle wird die zentrale Forschungsfrage nochmals genannt, um eine bessere Orientierung zu schaffen:

Wie gestalten sich Eltern-Kind-Beziehungen bei Eingewanderten aus muslimisch geprägten Ländern und ihren Kindern aus Sicht der adoleszenten Kindergeneration?

Als erstes musste geklärt werden, welche Altersspanne für die Befragung gewählt werden soll. Im Forschungsstand (Kapitel 2.2) wurde bereits die Eignung von Personen in der adoleszenten Lebens- und Entwicklungsphase dargelegt. Klare Altersgrenzen zu ziehen, welche die Adoleszenz umfasst, erweist sich jedoch als schwieriges Unterfangen, da Modernisierungsprozesse zu einer grundlegenden Veränderung der sozialen und kulturellen Gestaltung der Jugend geführt haben. Auf der einen Seite werden Heranwachsende früher selbstständig. Auf der anderen Seite verlieren klassische Endpunkte der Jugendphase, wie z.B. die Familiengründung oder der Berufseinstieg an normativer Verbindlichkeit. Durch diese Umstände haben sich die einst eindeutigeren Differenzen zwischen Jugendlichen und

Erwachsenen verwischt (vgl. King: 21 f.). Das Bundeskanzleramt formuliert im Zuge der Jugendpolitik und in Anlehnung der Verordnung an das Bundes-Jugendförderungsgesetz folgende Definition: „Unter jungen Erwachsenen werden in der Verordnung alle Menschen verstanden, die zwar das achtzehnte, nicht jedoch das 30. Lebensjahr vollendet haben“ (Bundeskanzleramt o.D.). Das Amt reflektiert bei diesem altersbezogenen Rahmen auch die heterogene Beschaffenheit dieser Personengruppe und betont, dass sich klassische Definitionen für den Eintritt in das Erwachsenenleben wie der Auszug aus dem Elternhaus, Einstieg in die Berufswelt oder die Bildung einer eigenen Familie nicht mehr aussagekräftig sind (vgl. ebd.). Angesichts dieser Überlegungen wurden zwei Einschränkungen getroffen: Zum einen wurde der altersbezogene Rahmen des Bundes-Jugendförderungsgesetz übernommen, sodass Personen zwischen 18 und 30 Jahren gesucht worden sind. Zum anderen richtete sich die Suche nach Interviewpartner*innen, die keine eigenen Kinder haben, da dies neben einem eindeutigeren Einstieg in das Erwachsenenleben auch die Sicht auf die eigene Eltern-Kind-Beziehung beeinflussen könnte.

Als nächstes musste die Frage zur Herkunft der Eltern geklärt werden. Wie bereits bei der Auseinandersetzung mit dem Forschungsstand deutlich wurde, sind bestimmte Menschen mit Migrationsgeschichte stärker von Rassismus betroffen. Dazu zählen Personen die muslimisch gelesen werden. Da die vorliegende Arbeit unter anderem untersuchen will, inwiefern Minoritätserfahrungen die Eltern-Kind-Beziehung mitgestalten, werden in dieser Studie Personen befragt, deren Eltern aus einem muslimisch geprägten Land migriert sind. An dieser Stelle wird bewusst nicht von Muslimen, bzw. Muslima gesprochen, da nicht der tatsächlich praktizierende Glaube ausschlaggebend ist, um mit höherer Wahrscheinlichkeit von rassistischer Diskriminierung betroffen zu sein, sondern eben der gelesene Migrationshintergrund. Dabei ist wichtig festzuhalten, dass beide Elternteile aus einem muslimisch geprägten Land migriert sein sollten, denn andernfalls könnte der interkulturelle Charakter der Familie überwiegen. Die Kinder sollten hingegen größtenteils in Deutschland oder Österreich aufgewachsen sein. Diese zwei Länder wurden ausgesucht, da die Forschungsergebnisse angesichts rassistischer Erfahrungen ähnliche Ergebnisse zu Tage führten.

Zusammenfassend wurden dementsprechend Personen gesucht,

- die zwischen 18 und 30 Jahre alt sind.
- deren beide Elternteile aus einem muslimisch geprägten Land migriert sind.
- die selbst noch keine Kinder haben.
- die größtenteils in Deutschland oder Österreich aufgewachsen sind.

Abgesehen von diesen Merkmalen, die alle interviewten Personen teilen sollten, bestand die Bemühung ein möglichst heterogenes Sample zu haben. Dies galt vor allem hinsichtlich des Geschlechts, des Alters und des höchstens Bildungsabschlusses. Dementsprechend wurde mit unterschiedlichen Samplingverfahren gearbeitet. Einerseits wurde im Sinne der Grounded Theory nach dem theoretischen Sampling gearbeitet. Das bedeutet, dass der Erhebungs- und der Auswertungsprozess zyklisch ineinandergreifen (vgl. Glaser/Strauss 2010: 61f.). Beispielsweise wurde die Einschränkung, dass beide Elternteile aus einem muslimisch geprägten Land migriert sein müssen, nach dem zweiten geführten Interview konkretisiert. Nach dem Transkribieren und Vergleichen mit dem zuerst geführten Interview, welches bereits kodiert war, wurde nämlich deutlich, dass die Themen sich zu stark unterscheiden. Ein weiteres Beispiel ist, dass die ersten sieben geführten Interviews ausschließlich mit Personen geführt worden sind, die einen hohen Bildungsabschluss haben. Infolgedessen wurden für die weiteren zwei Interviews speziell Menschen mit einem mittleren Bildungsabschluss gesucht. Dementsprechend wurde das Sample im Zuge der Datenanalyse angepasst.

Außerdem stand nicht im Vorfeld fest, wie viele Interviews geführt werden sollen. Dies orientierte sich, wie bereits bei der Ausführung über die Grundprinzipien der Grounded Theory erwähnt, an der theoretischen Sättigung. In meinem Fall war die theoretische Sättigung nach neun Interviews erreicht, wobei das zweite aus bereits genannten Gründen nicht in die Ergebnisdarstellung miteinfließt. Nachdem sich die Merkmalsausprägung des Samples vor allem nach dem zweiten Interview konkretisiert hat, stand die Bemühung im Vordergrund, innerhalb des homogenen Samples eine Maximalvariation in Hinblick auf die sozialen Merkmale zu erzielen (ebd.: 196). Dadurch soll besser eingeschätzt werden können, ob die Gestaltung der Eltern-Kind-Beziehung, die von unterschiedlichen Faktoren mitgestaltet werden kann, tatsächlich durch den Kontext Migration geformt wird oder doch aufgrund bestimmter anderer sozialer Merkmale. Trotz meiner Bemühungen annähernd gleich viele

männlich gelesene Personen und weiblich gelesene Personen zu interviewen, konnte das Ziel nicht erreicht werden. Insgesamt wurden fünf Interviews mit weiblichen Personen geführt, ein Interview mit einer nicht-binären Person und lediglich drei Interviews mit männlichen Personen, wobei sogar eines aufgrund der Nichteignung wegfiel. Mein Sample ist zum größeren Teil weiblich, da sich vor allem Frauen auf meine Suchanzeigen gemeldet haben. Das kann auf die geschlechtsspezifische Sozialisation zurückgeführt werden, denn weiblich gelesene Personen werden eher dazu erzogen, hilfsbereiter zu sein (vgl. Endendijk 2022: 3). Das führt zu der Gefahr, dass in der vorliegenden Masterarbeit vor allem eine weibliche Perspektive auf die Eltern-Kind-Beziehung analysiert wird.

Die tatsächliche Suche nach potenziellen Interviewpartner*innen erfolgte größtenteils über persönliche Kontakte, beziehungsweise einer Suchanzeige auf sozialen Medien. Letzteres war erfolgreich, da der Post von mehreren, mir teilweise unbekannten Personen geteilt wurde und sich sechs Personen daraufhin bei mir meldeten. Das Schneeballverfahren (vgl. ebd.: 193 f.) fand ebenfalls Anwendung bei der Suche nach potenziellen Interviewpartner*innen, doch dieses erwies sich nicht als zielführend. Nachdem sich über die sozialen Medien nur Student*innen gemeldet hatten und Personen im Sample fehlten, die einen geringen oder mittleren Schulabschluss haben, fragte ich bei konkreten Personen nach, die potenzielle Kontakte haben. Dadurch gewann ich weitere zwei Personen für ein Interview.

Die Kontaktaufnahme zu den interviewten Personen fand meist zuerst über persönliche Nachrichten statt. In diesen erklärte ich in Kürze mein Forschungsvorhaben und wie sich das Interesse entwickelt hatte. Bei zwei Personen wurde dies auf Wunsch zudem in einem Telefongespräch im Vorfeld genauer erläutert und nach diesem wurde ein Termin für das Interview ausgemacht. Alle weiteren Personen entschieden sich für die Option, das Thema direkt vor dem Interview noch einmal genauer zu erörtern und stimmten direkt zu, das Interview zu führen. Zwei Interviews wurden in Präsenz gehalten, weitere sechs über zoom und zwei über WhatsApp Video. Die Interviews dauerten zwischen 40 und 90 Minuten, wobei die durchschnittliche Interviewlänge bei ca. 65 Minuten lag.

Nachdem das Samplingverfahren und der Feldzugang genauer erläutert wurden, folgen nun die Kurzcharakteristika der interviewten Personen. Wie bereits ausgeführt, fließen von den

neun geführten Interviews acht in die Ergebnisauswertung ein, weswegen lediglich diese vorgestellt werden. Im Zentrum dieser Beschreibung stehen die soziodemographischen Daten sowie die Biografie der interviewten Personen. Es ist wichtig die Lebensverläufe zu schildern, da die Befragten mit unterschiedlichen Ereignissen und Herausforderungen in ihrem Werdegang konfrontiert wurden, die ebenfalls entscheidend für die Beziehung zu ihren Eltern ist.

Layla ist 22 Jahre alt, divers und Student*in. Layla benutzt keine Pronomen, weswegen stattdessen Laylas Name genannt wird. Laylas Eltern kommen aus dem iranischen Teil Kurdistans. Als politischer Flüchtling kam Laylas Vater bereits mit achtzehn Jahren nach Österreich und absolvierte sein Studium. Danach heiratete er Laylas Mutter in Kurdistan und auch sie zog nach Österreich. Layla wurde als zweites Kind in Österreich geboren. Nach dem Kindergarten besuchte Layla eine christliche Privatschule und samstags eine Schule, indem die kurdische Sprache gelehrt wurde. Nach Laylas Coming Out begann eine konfliktreiche Zeit mit den Eltern, die dazu führte, dass Layla ab fünfzehn für drei Jahre in einem Krisenzentrum lebte. Layla absolvierte die Matura, studiert momentan und lebt in einem eigenen Haushalt.

Nashwa ist 24 Jahre alt, weiblich und Studentin. Ihre Eltern sind in Ägypten geboren. Zunächst migrierte ihr Vater nach Österreich und absolvierte sein Studium. Anschließend heiratete er Nashwas Mutter in Ägypten und auch sie zog nach Österreich, wo Nashwa als erstes von vier Kindern zur Welt kam. Nach dem Kindergarten und der Volksschule besuchte sie ein islamisches Real-Gymnasium. Anschließend beschloss sie für ihr Studium umzuziehen. Zu dieser Zeit, als sie ca. 19/20 Jahre alt war, trennten sich ihre Eltern. In ihrem Interview spricht Nashwa viel über Identitätsfragen, die sich vor allem durch die unterschiedlichen Umgebungen verstärkt haben, in denen sie aufgewachsen ist. Dies sind einerseits die muslimische Community aus der Schulzeit und andererseits der spätere Universitätskontext, indem sie verstärkt von nicht muslimischen Personengruppen umgeben war. Nach ihrem Bachelor zog sie für ihren Master nach Deutschland und machte zudem ein Auslandssemester in Ägypten.

Blerina ist 26 Jahre alt, weiblich und berufstätig. Ihr Vater migrierte als politischer Flüchtling von Kosovo nach Deutschland und holte drei Jahre später seine Frau sowie ihre gemeinsamen

zwei Kinder nach. Anfangs lebte die Familie in einem Flüchtlingsheim in einer kleinen Ortschaft in Deutschland. Hier wurde Blerina geboren und besuchte die Grundschule. Anschließend zog die Familie in eine andere Stadt, in der weitere Familienmitglieder lebten. Während der Pubertät entwickelte sich bei Blerina ein starker Freiheitswunsch, den sie in ihrem Elternhaus nicht ausleben konnte, sodass sie nach dem Abitur zum Studieren auszog. Nachdem sie trotz Studienwechsel nicht zufrieden mit der Ausbildung war, entschied sie, zurück zu ihren Eltern zu ziehen. Anschließend fand sie einen Studiengang, der ihr zusprach, und absolvierte diesen im Sommer 2021. Daraufhin zog Blerina zu ihrem Partner und stieg in das Berufsleben ein.

Yilma ist 26 Jahre alt, weiblich und Studentin. Ihre Eltern migrierten in den 80er Jahren von Afghanistan nach Deutschland. Auch in diesem Fall war zunächst der Vater im Ausland und holte seine Frau nach. Als Yilma drei Jahre alt war, nahm sich ihr älterer Bruder das Leben, woraufhin die Familie umzog. Yilma war eine sehr gute Schülerin, sodass sie in der Oberstufe ein Schülerstipendium bekam. Während ihres Bachelorstudiums lebte sie noch bei ihren Eltern, zog jedoch für ihren ersten Master ins Ausland. Aufgrund der Corona-Pandemie hielt der Aufenthalt im Ausland lediglich vier Monate und sie zog vorübergehend zurück in ihr Elternhaus. Für ihren zweiten Master zog sie erneut aus und lebt momentan in einem eigenen Haushalt.

Elif ist 30 Jahre alt, weiblich und Studentin. Ihre Eltern migrierten aus der Türkei nach Deutschland, wo Elif geboren wurde. Sie besuchte zunächst eine arabisch-deutsche Grundschule, wechselte jedoch in der dritten Klasse in eine reguläre, damit der Übergang in das Gymnasium leichter gelingen konnte. In ihrer Jugend hatte sie viele Konflikte mit ihrer Mutter, weswegen sie mit 16 ein Jahr in einem Internat in der Türkei verbrachte. Nachdem sie zurückkehrte, setzten die Konflikte wieder ein, sodass sie zeitweise in einem Internat für Mädchen lebte. Aufgrund der familiären Belastung fiel sie zweimal im Abitur durch, bestand jedoch beim dritten Versuch. Infolgedessen fing sie mit 22 Jahren in Österreich mit ihrem Studium an. Für ihren Master zog sie erneut um und lebt momentan in einem eigenen Haushalt.

Parham ist 26 Jahre alt, männlich und Student. Seine Eltern zogen aus dem Iran nach Deutschland, wo er als zweites Kind geboren wurde. Seine Kindergartenzeit verlief

problemlos, jedoch hatte er eine schwierige Phase, die in der Grundschule begann und bis zu seinem dreizehnten Lebensjahr anhielt. Er litt unter Angstattacken und fing eine Therapie an. Parham absolvierte das Abitur und seinen Bachelor in seiner Geburtsstadt. Momentan studiert er wieder und ist auf der Suche nach einer eigenen Wohnung, da er noch bei seinen Eltern wohnt.

Vetim ist 30 Jahre alt, männlich und berufstätig. Sein Vater wurde im Kosovo politisch verfolgt, weswegen er mit seiner Familie nach Deutschland floh. Vetim war zu diesem Zeitpunkt ein Jahr alt. In Deutschland besuchte er den Kindergarten und die Schule, die er nach der neunten Klasse verließ. Anschließend machte er eine Ausbildung und ist seitdem im Berufsleben. Er wohnt zusammen mit seinen Eltern und hat vor ein Haus zu kaufen, in dem auch seine Eltern mit ihm zusammenleben werden. In dem Interview sprach er oft über das Gefühl, nicht genau zu wissen, welcher Kultur er sich zugehörig fühlt.

Zeynap ist 26 Jahre alt, weiblich und momentan aufgrund einer psychischen Erkrankung arbeitsunfähig. Sie ist in Deutschland geboren. Als sie zwei Jahre alt war, entschlossen sich ihre Eltern für eine Scheidung, weswegen sie zusammen mit ihrer Mutter in eine neue Stadt zog. Als sie vier Jahre alt war, trat ihr Stiefvater ins Leben, welchen sie ihr „Fleisch und Blut“ nennt. Nach der Grundschule besuchte sie erstmals die Realschule, konnte jedoch auf das Gymnasium wechseln. Hier erlebte sie Mobbing Erfahrungen. Nach einem Orts- und Schulwechsel, aufgrund der beruflichen Situation ihrer Eltern, erfuhr sie erneut Mobbing, was ihre psychische Erkrankung aktivierte. Sie beendete ihre Schulausbildung auf der FOS mit einer fachgebundenen Hochschulreife und übte verschiedene Minijobs aus, bevor sie im Familienbetrieb fest eingestellt wurde. 2018 heiratete sie ihren Mann. Ein Jahr später setzte eine erneute Erkrankungsperiode ein, an der bis zur Gegenwart gearbeitet wird.

5. Ergebnisdarstellung

Nachdem das methodische Vorgehen im letzten Kapitel erörtert wurde und die Lebensverläufe der interviewten Personen skizziert wurden, folgt nun die Ergebnisdarstellung. Im Sinne des Auswertungsverfahrens der Grounded Theory Methodologie wurden die Interviews zunächst mit Codes versehen, aus denen sich im nächsten Schritt Kategorien bilden

ließen. Aus den Kategorien ließen sich wiederum vier Schlüsselkategorien identifizieren, welche die jeweiligen Gliederungspunkte dieses Kapitels darstellen. Die erste Schlüsselkategorie *Kontext Migration* beschreibt zunächst, in welchen Aspekten der Kontext Migration bei den befragten Personen von Bedeutung ist und wie dieser ihr Leben mitgestaltet. Das Erfahren von Rassismus ist eine Kategorie, welches sich durch den Kontext Migration ergeben kann. Nachdem dargestellt wird, inwiefern die interviewten Personen davon betroffen sind, fokussiert die zweite Schlüsselkategorie, welche Rolle der Rassismus in der Familie einnimmt und ist mit der Überschrift „*Rassismus und Familie*“ betitelt. Hierbei wird einerseits beleuchtet, wie die Kindergeneration mit ihren Eltern über Rassismuserfahrungen kommuniziert und andererseits, welche Umgangsstrategien in Hinblick auf rassistische Übergriffe entwickelt werden sowie wie Rassismuserfahrungen das Verhalten der Betroffenen mitgestalten. Als nächstes folgt die Schlüsselkategorie *Konflikte in der Eltern-Kind-Beziehung*, in der als erstes beschrieben wird, welche Regeln sowie Grenzziehungen die Eltern in ihrer Erziehungsgestaltung aufstellten, da das Brechen dieser in den meisten Fällen zu Konflikten führte. Daraufhin wird erläutert, wie die Kindergeneration mit diesen Regeln umgegangen ist. Zudem sollen ebenfalls außerfamiliäre Reaktionen auf die innerfamiliären Konflikte aufgegriffen werden. Als letztes wird die Schlüsselkategorie *Beschreibung der Eltern-Kind-Beziehung* vorgestellt, die schildert, wie die Kindergeneration ihre Beziehung zu den Eltern beschreibt, indem die vertretenen Solidaritätsformen erläutert werden. Außerdem werden weitere Dimensionen der Eltern-Kind-Beziehung herausgearbeitet.

In der Ergebnisdarstellung werden das elterliche Verhalten, ihre Motivationsgründe und Gefühle aus Sicht der interviewten Kinder erzählt. Dementsprechend ist es wichtig zu betonen, dass dies nicht die Erläuterungen der Eltern selbst sind. Dennoch werden sie hier beschrieben, da die Interpretation der Kinder die Grundlage des Handelns der interviewten Personen in der Eltern-Kind-Beziehung ist.

5.1 Kontext Migration

Die erste Schlüsselkategorie, die in der vorliegenden Masterarbeit beschrieben werden soll, ist der Kontext Migration. Dies ist notwendig, da zunächst ein Eindruck dessen vermittelt werden soll, wie die Lebensrealität der betroffenen Personen durch den Kontext der Migration mitgestaltet wird. Dadurch wird zudem klarer, wie sich der minority stress bei den

Kindern von Eingewanderten aus einem muslimisch geprägten Land äußert. Die Schlüsselkategorie umfasst vier Kategorien: Großfamilie im Ausland, Sprache, diverse Zugehörigkeitskonzepte und Rassismuserfahrungen. Diese werden im Folgenden beschrieben, da sie insbesondere auf die Herausforderungen der Migration eingehen. Die migrationsbedingten Herausforderungen werden dabei in Zusammenhang mit der Eltern-Kind-Beziehung gesetzt.

5.1.1 Großfamilie im Ausland

Eine mögliche Folge der Migration ist, dass nicht die ganze Großfamilie in einem Land lebt. Dieser Umstand wurde auch in den Interviews thematisiert, wobei die negativen Seiten hervorgehoben wurden:

„Und es ist auch schwierig, wenn du nicht deine Fam hast, weißt du was ich mein? Und alle Menschen, mit denen du richtigen Kontakt hast, sind halt nicht aus Kurdistan (...) Also ich glaube es macht schon was aus, wenn eine ganze Fam halt in einem Ort ist oder ob's verstreut ist und du so keinen Zugang hast.“ (Layla, d, 22)

Layla setzte den fehlenden Zugang zur Familie außerhalb des Elternhauses damit in Verbindung, dass Laylas restliches Umfeld nicht aus Kurdistan ist. Zuvor berichtete Layla vom katholischen Religionsunterricht, im Rahmen dessen Layla bei der Erstkommunion teilnahm, jedoch im Gegensatz zu den Mitschüler*innen keine Hostie bekam. In diesem Moment fühlte sich Layla nicht zugehörig, sondern angepasst. Nach dem zitierten Satz setzte Layla damit fort, dass Layla in der Kindheit bis zum Erreichen des dreizehnten Lebensjahrs bei vielen kurdischen Communityfesten anwesend war. Der fehlende Zugang zur Großfamilie wurde dementsprechend zwischen dem Gefühl der Nichtzugehörigkeit und dem Einbinden in die kurdische Community gesetzt. Letzteres schaffte zwar eine Umgebung, die von kurdischen Personen geprägt war, jedoch konnte diese nicht die fehlende Großfamilie ersetzen, die unter Umständen auch das Gefühl der Nichtzugehörigkeit abfedern hätte können. Neben diesem Aspekt wurde zudem die Sorge genannt, durch die Distanz zur Großfamilie als Familie viel zu verpassen (Nashwar, w, 24) und betont, dass es vor allem in der Kindheit beklagt wurde, dass die Cousins und Cousinen nicht in der Nähe waren (Vetim, m., 30). Außerdem ging Parham darauf ein, dass seine Beziehung zu seinen Großeltern im Vergleich zu seinen Freund*innen,

deren Großfamilien in der Nähe wohnten, eine andere war und durch die Distanz mitgestaltet wurde. In Parhams Fall führte dies dazu, dass er mit seinen Großeltern nicht viel über persönliche Themen redete. In seiner Aussage wurde dabei deutlich, dass er diesen Umstand bedauerte und sich für seine Kinder eine andere Zukunft wünscht. Im weiteren Gesprächsverlauf ging er zusätzlich darauf ein, dass die Distanz zur Großfamilie zur fehlenden Unterstützung in der Familie führte:

„Ich glaube es hätte für viel Entlastung gesorgt, so in den jungen Jahren natürlich. Sie [Parhams Eltern] hätten mehr Zeit so für sich gehabt. Ich weiß immer noch, wie meine Mutter erzählt, dass sie so in den ersten Jahren, kaum so draußen Essen gegangen sind, sozusagen als Familie oder zu zweit, da wir halt immer dabei waren.“ (Parham, m, 26)

Neben den persönlichen Einbußen, die die Distanz zur Großfamilie nach sich zog, reflektierte Parham zusätzlich die negativen Konsequenzen für die Eltern und beschrieb die fehlende Unterstützung seitens der Großfamilie bei der Kindererziehung, die sich aufgrund der räumlichen Entfernung ergab. Aus dieser Aussage kann zusätzlich die Information gewonnen werden, dass der Großteil der Erziehungsarbeit neben öffentlichen Einrichtungen von den Eltern übernommen wurde. Zusammenfassend lässt sich festhalten, dass eine räumliche Entfernung zur Großfamilie, die sich durch die Migration der Eltern ergab, verschiedene Auswirkungen auf die Kindergeneration hat. Zum einen kann dadurch das Gefühl der Nichtzugehörigkeit und das Empfinden als Familie, etwas zu verpassen verstärkt werden, zum anderen hat dies Auswirkungen auf die Beziehungsgestaltung zu im Ausland lebenden Familienmitgliedern. Die Konsequenzen für die Eltern wurden in den Überlegungen der interviewten Personen ebenfalls geteilt, wie zum Beispiel die fehlende Unterstützung bei der Kinderbetreuung durch die Großfamilie. Durch diesen Aspekt wird zudem ersichtlich, dass der Zugang zu familiären Ressourcen dadurch hauptsächlich auf die Familienmitglieder beschränkt war, die sich in räumlicher Nähe befanden.

5.1.2 Sprache

Ebenfalls ein prägnantes Merkmal des Kontextes Migration ist in mehrfacher Hinsicht das Thema der Sprache. Nashwar und Blerina betonten, dass es für ihre Eltern ein wichtiges Anliegen war, dass sie die Sprache des elterlichen Herkunftslandes beherrschten und diese

auch zu Hause sprachen. Dabei fungierten nicht nur die Eltern als Sprachvermittler*innen: Parham lernte Persisch während seinen Sommeraufenthalten im Iran und Layla besuchte samstags eine kurdische Schule.

Layla und Zeynap gingen jedoch auch auf die Herausforderung ein, dass die Sprachkenntnisse zwischen ihnen und ihren Eltern unterschiedlich ausgeprägt sind:

„Weil ich kann halt viel besser Deutsch und spreche auf Deutsch (...) aber logisch, sie [Laylas Mutter] kann kurdisch besser. (...) Weil ich versteh sie nicht.“ (Layla, d., 22)

„Mit der Mama kann ich besser sprechen, weil (...) sie ist dem Deutschen auch mächtig. (...) Sprich, sie ist der Gesprächspartner meiner Wahl, weil wenn ich zum Beispiel nicht weiter weiß im Türkischen, dann switch ich einfach auf deutsch. Und das ist beim Papa, geht es zum Beispiel nicht so, weil da hakt's ein bisschen.“ (Zeynap, w, 26).

Die unterschiedlichen Sprachkenntnisse zwischen Eltern und Kindern führten demnach zu Verständnisschwierigkeiten. Das kann, wie im Fall von Zeynap, die Folge haben, dass vorzugsweise mit dem Elternteil kommuniziert wird, welches besser Deutsch spricht und versteht. Innerfamiliäre Sprachbarrieren können also die Kommunikation erschweren und möglicherweise dazu beitragen, dass Gesprächspartner*innen herangezogen werden, die ein ähnliches Sprachverständnis haben.

Sprachbarrieren führten jedoch auch in außerfamiliären Situationen zu Herausforderungen. Blerina erzählte, dass ihre Eltern in den ersten Jahren nach der Flucht sehr schlechte Deutschkenntnisse hatten, sodass ihr älterer Bruder als Übersetzer fungieren musste. Hier wird deutlich, dass die Kinder bereits in jungen Jahren eine unterstützende Rolle für die Eltern einnahmen. Blerina führte weiter aus, dass die Kommunikationsschwierigkeiten auch zu starken Missverständnissen führten wie zum Beispiel, dass ihr Bruder bei einer Karnevalsfeier mit dem Motto „Indianer“ als einziger, verkleideter Clown in die Schule kam.

Zusammenfassend bleibt festzuhalten, dass die Sprache bei Eingewanderten und ihren Kindern ein zentrales Thema ist. Zum einen wuchsen viele Kinder, deren Eltern migriert waren,

zweisprachig auf. Dies schließt jedoch nicht aus, dass es zu Sprachschwierigkeiten innerhalb der Familie kommen kann, welches einen wesentlichen Einfluss auf die Kommunikation zwischen Eltern und Kindern haben kann. Zum anderen führten Sprachbarrieren in außerfamiliären Kontexten zu Herausforderungen, die zum Teil durch die unterstützende Funktion der Kinder bewältigt wurden.

5.1.3 Diverse Zugehörigkeitskonzepte

Diese Kategorie beschreibt einerseits, dass die Kinder von Eingewanderten für sich diverse Zugehörigkeitskonzepte entwickelten, die teilweise zu persönlichen Auseinandersetzungen mit Identitätsfragen führten. Andererseits soll darauf eingegangen werden, dass aus Sicht der adoleszenten Kindergeneration sich die eigene Zugehörigkeit von dem der Eltern unterscheidet.

Die interviewten Personen sprachen einige Situationen an, in denen sie mit Unklarheiten über ihre eigene Identität konfrontiert waren. Bei Nashwar war dies nach ihrem Schulabschluss in einem islamischen Real-Gymnasium der Fall, da sie das Gefühl hatte aus einem Umfeld, in dem alle Menschen denselben Hintergrund hatten wie sie, in ein neues hineinzutreten, in dem das eben nicht der Fall war. Das führte dazu, dass sie sich mit vielen Fragen konfrontiert sah, die sie sich zum Teil selbst stellte, die aber auch von außen kamen. Dabei hatte sie das Gefühl, keine Antworten zu finden, wodurch sie eine Identitätskrise erlebte. Auffällig ist dabei, dass diese sich vor allem durch das Gefühl der Andersartigkeit entwickelte, was auch in ihrer Erzählung über ihr Auslandssemester in Ägypten hervorscheint:

„Da [in Ägypten] hab ich erst noch mehr gemerkt wie anders ich bin. Das ist das was ich meine, du bist dann dort und merkst einfach (...) ‚Ich kann mich einfach nicht identifizieren‘ (...) Und wenn ich nach Österreich komm, dann geben dir die Menschen hier auch wieder dieses Gefühl.“ (Nashwar, w, 24)

Durch diese Aussage wird deutlich, dass das Gefühl in dem Herkunftsland der Eltern anders zu sein aus Nashwar selbst kam, während dasselbe Empfinden in Österreich ihr von außenstehenden Menschen vermittelt wurde. Sie beschrieb weiter, dass sie das Bedürfnis verspürte, ihre eigene „österreichische, muslimische, ägyptische, arabische Identität“ zu

finden. Hier wird ersichtlich, dass Nashwar für sich diverse Zugehörigkeitskonzepte entwickelte, die zum Teil aufgrund einer inneren empfundenen sowie einer von außen vermittelten Andersartigkeit entstanden. Parham ging ebenfalls auf seine Identität ein und beschrieb sie gleichermaßen vielfältig: „Ja, ich fühl mich auch als Iraner, aber auch als Deutscher und [Geburtsort] – diese drei Sachen sind ein Teil von mir“. Bei Yilma kommt das Thema der Identität wie bei Nashwar im Zuge eines Umfeldwechsels auf. Sie beschrieb, dass sie in ihrer Schulzeit einen Teil ihrer Identität nicht ausleben konnte. Das änderte sich, nachdem sie durch ein Schülerstipendium verstärkt mit Personen mit Migrationsgeschichte in Kontakt trat und nun Themen bereden konnte, die sie bei ihren Mitschüler*innen nicht angesprochen hat beziehungsweise nicht teilen konnte, wie zum Beispiel welche Musik sie hört, ihr Lieblingsessen aber auch negative Themen wie der Krieg in Afghanistan. Durch den Austausch mit Freund*innen „aus ähnlichen Kulturen“ konnte sie nun auch den Teil ihrer Identität einbinden, welchen sie in der Schule außen vor ließ. Die Veränderung ihres sozialen Umfeldes hatte für Yilma einen Mehrwert, da sie das Gefühl hatte, dass sie nun von Personen umgeben war, die ihre Lebensrealität nachvollziehen konnten. Blerina berichtete ebenfalls von ihren „zwei Welten“, wobei sie zum einen ihr familiäres, albanisches Umfeld meinte und zum anderen das außerfamiliäre, deutsche Umfeld, welches sie sehr stark mit Freiheit assoziierte. Während sie in ihrer Jugend noch das Gefühl hatte, dass diese zwei nicht zueinander passen, änderte sich ihre Meinung, nachdem sie einen multikulturellen Freundeskreis aufbaute:

„Da hat es für mich quasi angefangen, dass ich gelernt habe, dass diese zwei Welten, die ich habe, sich nicht prinzipiell ausschließen, sondern, dass da gewiss eine Vereinbarkeit da ist. Dass ich nur quasi für mich selber lernen muss, mir das Beste aus beiden rauszuholen und das zu nehmen, was für mich vereinbar ist.“ (Blerina, w, 26)

In Blerinas Fall war es ebenfalls der Kontakt zu Menschen mit einer Migrationsgeschichte, die aber wie sie in Deutschland aufgewachsen waren, der dazu führte, dass die zuvor empfundene Unvereinbarkeit des familiären und des außerfamiliären Umfelds durch einen individuellen Aushandlungsprozess eine Vereinbarkeit erfuhr. Dadurch wurde das Spannungsverhältnis zwischen „albanisch“ und „deutsch“ aufgelöst und anstelle dessen trat eine subjektive Fusion.

Neben den diversen persönlichen Zugehörigkeitskonzepten, die die interviewten Personen beschrieben, gingen sie zudem darauf ein, dass sich aus ihrer Sicht die soziale Zugehörigkeit zwischen ihnen und ihren Eltern unterscheiden. Vetim und Nashwar betonten, dass sich ihre Eltern nach wie vor fremd im Ankunftsland fühlten:

„Für meine Eltern ist das Land hier fremd, immer noch. Aber für mich nicht. Ich versuch ja dazuzugehören, weißt schon?“ (Vetim, m, 30)

„Dann sagen sie [Nashwars Eltern] immer: ‚Es ist so schwer in so einem fremden Land zu leben‘ [...] Für mich, ich könnte Österreich nie so als fremdes Land ansehen, weil es ist einfach kein fremdes Land für mich.“ (Nashwar, w, 24)

Durch diese zwei Aussagen wird deutlich, dass das Gefühl in einem fremden Land zu leben, welches aus der Sicht der Kinder von den Eltern empfunden wird, nicht geteilt wird und die interviewten Personen, das Land, in dem sie aufgewachsen sind, nicht als fremd betrachten und darüber hinaus versuchen diesem zuzugehören. Daraus lässt sich ableiten, dass sich aus Sicht der adoleszenten Kinder die Zugehörigkeitskonzepte zwischen ihnen und ihren Eltern zu einem gewissen Teil unterscheiden. Dies lässt sich auch mit dem Umstand in Verbindung setzen, dass die Kinder von Eingewanderten individuelle Aushandlungsprozesse, die mit Fragen bezüglich ihrer Zugehörigkeiten verknüpft sind, durchlebten. Die untersuchte Personengruppe hat das Gefühl, dass das Zugehörigkeitskonzept der Eltern in Hinblick auf die soziale Zugehörigkeit, welche zudem mit kulturellen Normen in Verbindung gebracht wurde, nicht geteilt wird. Dieses Zugehörigkeitskonzept wurde dementsprechend nicht aus dem familiären Umfeld übernommen, sondern wurde eben durch subjektive Aushandlungsprozesse individuell von der betroffenen Person fusioniert. Es besteht demnach nicht nur ein generationaler Unterschied, sondern das eigene soziale Zugehörigkeitskonzept wird von den interviewten Personen von dem ihrer Eltern unterschieden.

5.1.4 Rassismuserfahrungen

Eine weitere Kategorie die sich durch den Kontext der Migration ergeben kann, vor allem wenn die eingewanderte Person oder ihre Nachkommen als muslimisch gelesen werden, sind Rassismuserfahrungen. Diese wurden eben auch von allen interviewten Personen in

unterschiedlichen Formen erlebt. Rassismuserfahrungen im institutionellen Rahmen blieben dabei keine Ausnahme. Layla fiel beispielsweise auf, dass Layla und eine Mitschülerin, welche ebenfalls einen ausländisch klingenden Namen trug, stets ein Minus in den Hausübungen bekamen mit dem Vermerk eines Ausdrucksfehlers. Um dem Verdacht nachzugehen, ließ Layla ihre Freundin, die Deutsch im Lehramt studierte, die Hausübung schreiben. Die Beurteilung fiel jedoch gleich aus. Parham wurde in den Förderkurs Deutsch geschickt, obwohl seine Noten dies nicht erforderten, wobei ihm auffiel, dass „alle halt mit schwarzen Haaren wurden da reingeschickt für paar Wochen“. Die Lehrerinnen von Nashwar und Elif wollten ihnen nach der Volks- bzw. Grundschule keine Berechtigung für den Übertritt in das Gymnasium erteilen. Erst nachdem sich ihre Väter dafür eingesetzt haben, wurde ihnen der Gymnasialeintritt ermöglicht. Abgesehen vom schulischen Rahmen wurde Vetim im Ausländeramt mit Ablehnung behandelt, als er eine deutsche Staatsbürgerschaft beantragen wollte.

Neben dem institutionellen Rassismus erlebten die interviewten Personen Othering-Erfahrungen. Yilma beschrieb beispielsweise, dass sie im Dating-Kontext von ihren Mitschüler*innen aufgrund ihres familiären Umfelds anders wahrgenommen wurde:

„Oh, ihre Familie ist, die sind irgendwie anders und die haben so andere kulturelle Werte‘. Die hatten so ganz skurrile Vorstellungen so, dass mein Vater voll streng ist (...) Es hat schon irgendwie einen sehr großen Einfluss gehabt und man wird wohl doch so anders wahrgenommen, dass man bestimmte Schritte auch einfach meidet einzugehen.“ (Yilma, w, 25).

An diesem Beispiel wird deutlich, dass Yilma aufgrund von stereotypischen Vorstellungen über afghanische, beziehungsweise muslimische Familien, Othering-Erfahrungen erlebte. Diese hatten zur Folge, dass sie anders behandelt wurde als ihre Mitschüler*innen, welche keine Migrationsgeschichte in der Familie hatten. Yilma machte jedoch auch die Erfahrung, dass nicht nur ihre Mitschüler*innen sie anders sahen, sondern auch ihre Lehrer*innen. Sie führt das Beispiel auf, dass ihr Englischlehrer sie vor dem Stundenbeginn fragte, ob es für sie in Ordnung sei, wenn die Klasse in der kommenden Unterrichtseinheit über arranged marriage sprachen. Yilma erklärte weiter, dass ihr ehemaliger Lehrer arranged marriage mit einer

Zwangsheirat auf eine Stufe stellte. Diesen Umstand empfand sie als „skurril“, denn im Grunde verstand Yilma unter einer arrangierten Ehe lediglich den Vorschlag eines potenziellen Ehepartners von Seiten der Eltern. Yilmas Lehrer hingegen verknüpfte diese Praktik, welcher er Menschen aus muslimisch geprägten Ländern zuschrieb, sogleich mit einer zwanghaften, negativen Konnotation. Darüber hinaus verknüpfte er dieses stereotypische Vorurteil über die Lebensrealität von Menschen aus einem muslimisch geprägten Land mit Yilma selbst. Sie führte weiter aus, dass es solche Situationen waren, die ihr im Nachhinein verdeutlichten, dass nicht nur ihre Mitschüler*innen über sie sprachen, sondern auch ihre Lehrer*innen. Sie nannte im weiteren Gesprächsverlauf zusätzlich das Beispiel, dass ihre Lehrer*innen ihr zu guten Noten immer gratulierten, auch wenn sie diese in einem anderen Fach erhalten hatte. Zeitgleich wurden die guten Noten ihrer deutschen Freundin nicht in diesem Maß hervorgehoben. Gleichzeitig betonte Yilma, dass sie die Vorgehensweise ihrer Lehrer*innen nicht verurteilen will, aber dass sie durch diese das Gefühl vermittelt bekam „anders ins Auge gefasst“ zu werden als ihre Mitschüler*innen. Parham machte ebenfalls die Erfahrung, dass er auf Menschen in gewissen Situationen anders wirkt. Dieses Gefühl verstärkte sich bei ihm nach dem Jahr 2015, in dem eine Fluchtbewegung aus vorwiegend muslimisch geprägten Ländern nach Deutschland stattfand und rassistische Stimmen lauter wurden.

Die beschriebenen Othering-Erfahrungen waren bereits sehr stark mit stereotypischen Vorstellungen über Muslim*innen verknüpft. Im weiteren Verlauf sollen persönliche Erfahrungen mit antimuslimischem Rassismus geschildert werden. Als erstes folgt ein Beispiel von Blerina, welche bei der Wohnungssuche eine Absage wegen ihres „kulturellen Hintergrund[s] und ihrer möglichen Nähe zum Islam“ erhielt. In diesem Fall wird deutlich, dass antimuslimischer Rassismus und die damit einhergehende Diskriminierung die Lebensrealität von muslimisch gelesenen Menschen negativ mitgestaltet. Layla ging ebenfalls auf die unterschiedliche Beurteilung von Menschen aufgrund ihrer Migrationsgeschichte ein:

„Du hast automatisch Rassismuserfahrungen, wenn du auf einer anderen Sprache sprichst, die nicht europäisch klingt. Wenn jemand Französisch spricht, ist das kein Problem, aber wenn jemand etwas Persisches, Arabisch-ähnliches oder Kurdisch spricht oder Türkisch, ist es sofort ein [guckt zur Seite um das Anstarren der Menschen zu verdeutlichen]“ (Layla, d, 22)

Diese Aussage verdeutlicht, dass Layla in Österreich der Eindruck vermittelt wurde, dass eine klare Unterscheidung zwischen europäischen und muslimischen Eingewanderten und ihren Nachfahren getroffen wird. Während es kein Problem darstellt, sich in einer europäischen Sprache zu unterhalten, erfahren Menschen, die eine in einem muslimisch geprägten Land gesprochene Sprache beherrschen, Argwohn. Ferner berichtete Blerina von stereotypischen Fragen, die ihr gestellt wurden, beispielsweise ob sie radikale Verwandte hat, warum sie kein Kopftuch trägt und ob sie von ihren Eltern geschlagen wird, „da es im muslimischen Raum ja üblicher wäre“. Parham sammelte ebenfalls die Erfahrung mit stereotypischen Annahmen, da er muslimisch gelesen wird. Er ging darauf ein, dass Frauen ihm in Dating-Kontext unterstellten eine dominante Rolle einzunehmen oder „Playboy-mäßiger unterwegs“ zu sein. Außerdem führte er aus, dass davon ausgegangen wird, dass er keinen Alkohol trinkt, kein Schweinefleisch isst, religiös ist und ihm eine gewisse Grundaggression innewohnt. Vetim ging ebenfalls auf das Vorurteil ein, dass er seine Schwestern und Frauen im Allgemeinen unterdrückt. Zudem erzählte er, dass seine Arbeitskolleg*innen die Aussage trafen, „dass der Terrorismus von der Religion kommt.“ Es wird deutlich, dass sich im Fall von antimuslimischen Rassismuserfahrungen Geschlechterunterschiede bemerkbar machen. Während den weiblich gelesenen Personen eine unterdrückte Rolle in der Familie zugeschrieben wird und sie als Opfer dargestellt werden, sind es die männlich gelesenen Personen, die Frauen unterdrücken und sich durch einen aggressiven Charakter auszeichnen.

Neben den persönlichen Erfahrungen, waren auch Freund*innen und die Eltern der interviewten von Rassismus betroffen. Yilma erzählte, dass ihr Bruder, welcher mit sechzehn Jahren Selbstmord begangen hat, Rassismuserfahrungen in der Schule gesammelt hat. Weiter führte sie aus, dass ihre Freundinnen, die einen Kopftuch tragen, mit Diskriminierungen im Alltag zu kämpfen haben. Bei ihrer Mutter führten Rassismuserfahrungen in der Arbeit zu starken Depressionen, „sodass sie gar nicht mehr in die Arbeit wollte“. Yilma erklärte, dass ihre Mutter und ein schwarzer Kollege in der Arbeit rassistisch angefeindet worden sind, indem beispielsweise das N-Wort benutzt wurde und ihre Mutter für den terroristischen Anschlag am 11. September 2001 beschuldigt wurde. Diese rassistischen Handlungen blieben in der Arbeit von Yilmas Mutter ohne Konsequenzen. Nashwar erzählte ebenfalls, dass ihre Mutter, die eine Zeitlang als Ärztin angestellt war, im Arbeitsalltag rassistische Erfahrungen

erlebte, beispielsweise wollten einige ihrer Patient*innen sich nicht von ihr behandeln lassen und teilweise erfuhr sie von ihren Kolleg*innen keine Akzeptanz. Parham erläuterte, dass sein Bruder schlimmere Rassismuserfahrungen erlebt hat, da er einen längeren Bart trug und auch Vetim erzählt, dass sein Bruder, wegen seines offensichtlich muslimischen Namens bei jeder Kontrolle am Flughafen zusätzlich kontrolliert wird. An diesen Beispielen wird deutlich, dass die rassistischen Erfahrungen mit Merkmalen, welche als muslimisch gelesen werden, wie zum Beispiel ein Kopftuch oder ein längerer Bart, zunehmen. Ferner erzählt Blerina, dass Ihre Eltern bei der Wohnungssuche ebenfalls auf Ablehnung gestoßen sind. Elif nannte das Beispiel, dass ihre Mutter mit dem Satz „Boah guck mal, eine Frau mit Kopftuch auf dem Fahrrad“ konfrontiert wurde. Hierbei handelt es sich um identifikative Erfahrungen von Rassismus, also Rassismuserfahrungen, die von nahestehenden Personen gemacht werden. Die interviewten Personen machen demnach nicht nur die Erfahrungen, dass sie selbst ein/eine Betroffene*r von antimuslimischem Rassismus sind, die mit äußerlichen, muslimisch gelesenen Merkmalen zunimmt. Sie erfuhren auch von ihnen nahestehenden Personen, unter anderem Familienmitgliedern, dass diese dieselben und zum Teil auch schlimmere Erfahrungen sammelten.

Die erste vorgestellte Schlüsselkategorie ermöglicht, ein Verständnis für die Lebensrealität von den Kindern von eingewanderten Personen aus einem muslimisch geprägten Land zu schaffen. Dies ist vor allem nötig, um ein Gefühl dafür zu bekommen, wie sich der minority stress in dieser Personengruppe gestaltet, um aus einer stresstheoretischen Perspektive die familiären Beziehungen betrachten zu können. Der Umstand, dass die Großfamilie in vielen Fällen im Ausland lebt, kann für migrantische Familien bedeuten, dass einerseits das Gefühl des Vermissens entsteht und ein Raum wegfällt, in dem sich die Person ganz zugehörig fühlt. Andererseits können familiäre Hilfeleistungen wie die Kinderbetreuung von Großeltern wegfallen, wodurch sich das familiäre Leben und die damit einhergehenden Aufgaben stärker auf die Kernfamilie konzentrieren. Neben der Bereicherung des zweisprachigen Heranwachsens ist dieses Thema im Kontext der Migration ebenfalls mit Herausforderungen verbunden. Zum einen kann es innerfamiliär aufgrund verschiedener Sprachkenntnisse zu Verständigungsschwierigkeiten kommen. Zum anderen können Kommunikationsschwierigkeiten außerfamiliär zu Missverständnissen führen, sodass die Nachkommen schon in frühen Jahren eine unterstützende Funktion für die Eltern einnehmen.

Die interviewten Kinder von Eingewanderten aus muslimisch geprägten Ländern beschreiben zudem starke Auseinandersetzungen mit Identitätsfragen, die vor allem angesichts der nationalen und religiösen Zugehörigkeitskonzepten individuell ausgehandelt werden und sich nach eigener Auffassung von dem der Eltern unterscheiden. Um den minority stress von der interviewten Personengruppe abschließend zu beschreiben, sind die Rassismuserfahrungen auf unterschiedlichen Ebenen zu nennen, die in vielen Fällen explizit mit antimuslimischen Stereotypen verbunden sind.

5.2 Rassismus und Familie

Die vorliegende Masterarbeit verfolgt das Ziel, Eltern-Kind-Beziehungen von Eingewanderten aus einem muslimisch geprägten Land und deren in Österreich oder Deutschland aufgewachsenen Kindern aus einem stresstheoretischen Blickwinkel zu untersuchen. Das vorangegangene Kapitel hat dabei bereits ein Bild des minority stress der untersuchten Personengruppe gezeichnet, wobei im letzten Punkt Rassismuserfahrungen der Betroffenen ausgeführt worden sind. Diese sind auch in Zusammenhang mit den starken Auseinandersetzungen mit der eigenen Identität zu setzen, da sie in manchen Fällen durch Othering-Erfahrungen verstärkt wurden. Die vorliegende Schlüsselkategorie beschreibt nun, wie Rassismus die Eltern-Kind-Beziehung mitgestaltet. Zunächst wird darauf eingegangen, wie die Familie über Rassismus kommuniziert. Als nächstes werden Umgangsstrategien vorgestellt, die die betroffenen Personen entwickelt haben. Das Kapitel wird mit der Ausführung über die Auswirkungen von Rassismus auf das Verhalten der Familienmitglieder beendet.

5.2.1 Innerfamiliäre Kommunikation über Rassismus

Die innerfamiliäre Kommunikation über Rassismus gestaltete sich bei den interviewten Personen unterschiedlich. Zum einen lässt sich die Tendenz ausmachen, die eigenen Rassismuserfahrungen in der Familie nicht anzusprechen; die Gründe hierfür sind vielfältig. Layla führte aus, dass Layla ihre Eltern nicht mit persönlichen Rassismuserfahrungen konfrontieren will, „weil ich das Gefühl hab, dass sie sich vielleicht schuldig fühlen könnten, dass sie hergekommen sind.“ Demnach machte Layla sich Sorgen, dass ihre Eltern die negativen Erfahrungen, die durch den Kontext der Migration entstanden sind, sich selbst

zuschreiben, da sie es waren, die nach Österreich migriert sind. Layla wollte ihre Eltern durch die nicht-Thematisierung der eigenen Rassismuserfahrungen schützen. Diese Motivation teilte auch Yilma, jedoch mit dem Grund, dass sie ihren Eltern nicht zusätzlich Sorgen bereiten will. Damit wollte sie vermeiden sie „unnötig traurig“ zu machen und versuchte deswegen sich von ihren negativen Erfahrungen nicht beeinflussen zu lassen, damit ihre Eltern diese nicht wahrnahmen. Sie führte weiter aus, dass es nicht die übliche Vorgehensweise ist, „dass man nach Hause kommt und von seinem Leid spricht und sich gegenseitig über den Rassismus den man erfährt austauscht.“ Die Nicht-Thematisierung von rassistischen Erfahrungen im innerfamiliären Kontext hat somit zudem das Ziel, zu Hause einen Raum zu schaffen, welcher von diesem befreit ist. Damit wird das elterliche Zuhause zu einem sicheren Ort in Bezug auf Rassismus. Yilma ging jedoch auch auf ein Beispiel ein, indem sie ihren Eltern erzählte, dass ein Lehrer sie nach ihrem Abschluss fragte, ob sie zurück nach Afghanistan will und sie beleidigt waren:

„Und ja, ich glaube das ist so eine Art Beleidigung, ne? Man wird irgendwie so zurückgedrängt, man wird so verdrängt. Man arbeitet hier, zahlt Steuern, ist Teil der Gesellschaft und dann wird dein Kind plötzlich so wieder in diese Kategorie versetzt, dass es eigentlich nicht passt.“ (Yilma, w, 25)

In dieser Aussage kann ein zusätzlicher Grund erkannt werden, weswegen Yilma es vermied, ihren Eltern von persönlichen Rassismuserfahrungen zu erzählen. Einerseits wollte Yilma dadurch vermeiden, dass sich ihre Eltern um sie sorgten. Andererseits erklärte Yilma ihr Verhalten dadurch, dass sie ihren Eltern nicht das Gefühl geben wollte, ihre Mühen wären wirkungslos. Die Mühen bezogen sich dabei auf den Wunsch, dass Yilma dieselben Voraussetzungen erhalte wie Kinder ohne muslimische Migrationsgeschichte. Ein zusätzlicher Grund, weswegen die eigenen Erfahrungen nicht erzählt wurden, war weil vor allem die Erfahrungen der Eltern thematisiert wurden, die „viel, viel schlimmer und viel dominanter“ waren. Nashwar erzählte ebenfalls, dass vor allem die Rassismuserfahrungen ihrer Mutter im Arbeitsalltag in der Familie besprochen worden sind, da diese viel ausschlaggebender waren. Es wird deutlich, dass die bewusste Ausklammerung von Rassismuserfahrungen seitens der befragten Personen gegenüber ihren Eltern vor allem aus Gründen des Schutzes erfolgte.

Dabei versuchten sie ihre Eltern von verschiedenen negativen Gefühlen zu schützen, wie Schuld, Sorgen, Ängste und Beleidigung.

Parham beschrieb hingegen eine eher offene Kommunikation über seine Rassismuserfahrungen mit seinen Eltern, vor allem „wenn’s irgendwas außergewöhnliches gibt“. Rassistische Erfahrungen, die er im Alltag sammelte und ihm „jeden zweiten, dritten Tag so widerfahren“ sprach er hingegen nicht immer an. Ähnlich beschrieb Blerina ihre Kommunikation über Rassismus mit ihren Eltern, sodass sie nach der rassistisch motivierten Wohnungsabsage direkt zu ihren Eltern gegangen ist. Über die Erfahrungen der Eltern erfuhren beide erst im fortschreitenden Alter und nachdem sie ihre persönlichen Erfahrungen besser zuordnen, sowie als Rassismus benennen konnten.

„Die hat sie uns als Kinder glaub ich nie erzählt, erst als wir erwachsen wurden. Da hab ich gemerkt, so: Krass, die haben das auch erfahren, in der Zeit, wo ich als Kind meinen Spaß hatte und alles so in Ordnung war.“ (Parham, m, 26)

Durch Parhams Erzählung wird deutlich, dass seine Eltern ihre eigenen Rassismuserfahrungen in seiner Kindheit nicht thematisiert haben, zumindest nicht in dem Ausmaß, dass es ihm im Gedächtnis geblieben ist. Erst nachdem er erwachsen wurde, teilten seine Eltern ihre Erfahrungen mit Rassismus mit ihm und seinem Bruder.

5.2.2 Umgangsstrategien

Die Schilderung der innerfamiliären Kommunikation über Rassismus hat veranschaulicht, dass das Thema Rassismus zwischen Eltern und Kindern behandelt, beziehungsweise bewusst nicht behandelt wurde, um die Familienmitglieder vor negativen Gefühlen zu schützen oder einen sicheren Ort zu Hause zu schaffen. Nun soll ausgeführt werden, welche Umgangsstrategien die Familien entwickelten um mit Rassismuserfahrungen zurechtzukommen.

In Nashwars Erzählungen wird deutlich, dass sich ihre Umgangsstrategie mit Rassismuserfahrung von jenen ihrer Eltern unterschied. Aus diesem Grund kamen Nashwar und ihre Eltern nicht zu „einer Lösung“ bezüglich einer von beiden Seiten angemessen empfundenen Reaktion auf rassistische Erfahrungen. Die unterschiedlichen

Umgangsstrategien begründete Nashwar dabei mit den verschiedenen sozialen Zugehörigkeitskonzepten zwischen ihr und ihren Eltern (vgl Kapitel 5.1.3). Nashwar beschrieb, dass ihre Eltern akzeptierten von der Mehrheitsgesellschaft anders behandelt zu werden, da sie, laut Nashwars Empfindung, die Wertung „Ich bin einfach anders“ annahmen und aufgrund ihrer Sozialisation im Ausland diese selbst so empfanden. Diese Wertung konnte Nashwar jedoch nicht für sich selbst annehmen, da sie sich mit Österreich sprachlich sowie kulturell eher identifizieren kann als mit Ägypten:

„Und deswegen kann ich das nicht akzeptieren, dass ich bei einer rassistischen Erfahrung sage: ‚Ja, ist halt so. Ich bin halt einfach anders. Ich muss halt irgendwie damit klar kommen.‘ Und das war halt auch so dieser Punkt in der Familie, dieses sie haben einfach gemeint: ‚Wir sind einfach anders.‘“ (Nashwar, w, 24)

Aufgrund der unterschiedlichen Zugehörigkeitskonzepte zwischen Nashwar und ihren Eltern konnte keine einheitliche Strategie in Bezug auf den Umgang mit Rassismuserfahrungen gefunden werden. Während Rassismuserfahrungen für Nashwar inakzeptabel waren, neigten ihre Eltern ihrer Aussage nach dazu, sie zu akzeptieren, da sie sich selbst fremd in Österreich fühlen (vgl. Kapitel 5.1.3). Zugehörigkeitskonzepte spielten demnach eine entscheidende Rolle bezüglich des Umgangs mit Rassismuserfahrungen. Dies verdeutlichte wiederum, wie internalisiert Rassismus ist, denn sowohl bei Nashwar als auch bei ihren Eltern war es die Zugehörigkeit, welche über die (Nicht-)Akzeptanz von rassistischen Erlebnissen entschied. Rassismus legitimiert und „erklärt“ Unterscheidungen, sodass Ungleichheiten resultieren (vgl. Kapitel 2.1). Nashwar betonte in ihrer Erzählung, dass sie sich eben nicht von der Österreichischen Gesellschaft unterscheidet: „Ich bin in Österreich sozialisiert worden, ich bin hier geboren worden, ich habe eine Staatsbürgerschaft“ und sah darin den ausschlaggebenden Grund persönliche Rassismuserfahrungen nicht zu akzeptieren. Auch in den anderen Familien wird der Umgang mit Rassismuserfahrungen thematisiert. Yilmars Eltern legten ihr nahe, dass sie auf die Frage, woher sie komme, immer damit antworten soll, dass sie in Deutschland geboren sowie aufgewachsen ist und ihre Eltern aus Afghanistan kommen. Sie führte weiter aus:

„Und denen war's so wichtig, dass ich das halt so sage, weil sie dachten, dass ich mir selbst irgendeine Art von Legitimität wegnehmen würde, wenn ich sage: ‚Ich bin Afghanin.‘ Meinen Eltern war's wichtig, dass andere wissen: Ich bin hier geboren und hier aufgewachsen und deswegen gleichwertig mit allen anderen Deutschen.“ (Yilma, w, 25).

Diese Aussage spiegelt wieder, dass sich Yilmas Eltern mit der Bitte, dass ihre Tochter betont, dass sie in Deutschland geboren und aufgewachsen ist, sich erhofften, dass sie keinen Rassismus erfahren würde. Sie legten Yilma demnach eine Umgangsstrategie zurecht, die Rassismus verhindern soll. In diesem Beispiel wurde zusätzlich deutlich, dass Yilmas Eltern in ihrer Erziehung mitreflektierten, wie sich ihr Kind benehmen könnte, um möglichst wenig Rassismus zu erfahren und als gleichwertig wahrgenommen zu werden. Yilma führte im weiteren Gesprächsverlauf aus, dass ihre Eltern stets versuchten, nicht aufzufallen, „vor allem nicht negativ.“ Außerdem erzählte sie von einer Diskussion in der Universität über das Z-Wort, in dem sie als einzige Person die Meinung vertrat, dass dessen Benutzung rassistisch ist und die anschließende Reaktion ihrer Eltern, nachdem sie von dem Vorfall berichtet hat:

„Das war direkt ein: Du musst dich schützen. Sei lieber ruhig und sag nichts, nicht dass hier irgendwer auf die Idee kommt, dir hier was anzutun, weil du im Unterricht gesagt hast: ‚Das ist rassistisch.‘ Und ich glaube, diese Sorge ist so stark bei meinen Eltern, dass, ja, wie gesagt, auch wieder dieses: Man fällt lieber nicht auf und erträgt es lieber, wenn es nicht Wert ist.“ (Yilma, w, 24)

Durch diese Ausführung wird erneut deutlich, dass Yilmas Eltern nach ihrer Auffassung nach das Ziel verfolgten, möglichst unauffällig zu sein, um so rassistischen Anfeindungen zu vermeiden. Sie rieten ihrer Tochter, rassistische Äußerungen zu ertragen, um sich vor Schlimmerem zu schützen. Vetim teilte die selbe Erfahrung, indem er berichtete, dass seine Eltern ihm rieten: „Sag bloß nichts Falsches, weil nicht, dass du Konsequenzen kriegst oder Probleme, schluck's einfach runter.“ Auch hier war die Angst groß, dass das Kind durch eine Gegenwehr Schlimmeres erfahren könnte, weswegen der Ratschlag erteilt wurde, die Ungerechtigkeit hinzunehmen. Ferner rieten ihm seine Eltern, dass er in der Arbeit nicht sagen solle, dass er den islamischen Glauben praktiziert, „weil nicht, dass die dann was Falsches von

dir denken.“ In diesem Fall wurde erneut eine Umgangsstrategie seitens der Eltern dem Kind nahegelegt, um rassistische Anfeindungen zu vermeiden, nämlich die Verheimlichung der Religion. Vetim erzählte, dass er diesen Ratschlag seiner Eltern teilweise auch annahm, da er das Gefühl hatte, dass einige Personen trotz Diskussionen von ihren rassistischen Stereotypen nicht abweichen wollen. Wie im vorangegangenen Kapitel beschrieben, wurde in Parhams Familie das Thema Rassismus ebenfalls besprochen und die Eltern empfahlen Folgendes:

„Und ja, so bestärken einen, ja, dass es Sachen sind, die passieren werden, immer wieder, aber dass sie mich nicht negativ prägen sollten. Also so, sie versuchen schon darauf zu achten, dass mich das nicht zu sehr runterzieht. Also das merke ich dann schon so, wenn ich's erzähle, dass dann auch darüber gesprochen werden soll und sie mir auch den Raum geben das zu äußern. Und sie mir dann sozusagen ihre Erfahrungen mir noch schildern und wie ich damit umgehen soll.“ (Parham, m, 26)

Parhams Eltern schafften demnach ein Bewusstsein dafür, dass es immer wieder zu rassistischen Begegnungen kommen wird und dass deswegen ein Umgang damit gefunden werden muss. Dabei gaben sie ihrem Kind den Raum über seine Erfahrungen zu sprechen. Parhams Eltern war es wichtig, dass er von diesen Erfahrungen nicht negativ geprägt wird. Sie teilten ihre eigenen Erlebnisse, um Umgangsstrategien vorzuschlagen.

Eine weitere Möglichkeit, das eigene Kind vor Diskriminierung zu schützen, sehen Yilmas Eltern laut Yilmas Wahrnehmung in der Bildung, weswegen eine hohe Bildungsaspiration zu beobachten war:

„Und für meine Eltern wäre das nicht in Frage gekommen, dass ich's nicht auf's Gymnasium gehe, auf keinen Fall. Weil sie halt wussten, wie halt alle Migrantenkinder, ausländischen Kinder, wie auch immer, so, dass das was ich gerade erzählt habe, das ich jetzt Freiheiten habe, die musste ich mir irgendwie auch erarbeiten.“ (Yilma, w, 24)

Die hohe Bildungsaspiration von Yilmas Eltern, welche zum Teil mit strengen Erziehungsmaßnahmen einherging, entwickelte sich aus dem Wunsch heraus, dass Yilma in der Zukunft die Freiheit besitzt ihr Leben selbstbestimmt zu gestalten. Sie führte weiter aus,

dass ihre Eltern in dieser Hinsicht entspannter wurden, als sie das Schülerstipendium bekam. Dieser Meilenstein war nach Yilmas Meinung wichtig, da sich ihre Eltern nun nicht mehr darum sorgten, dass ihre Tochter mit den selben Herausforderungen konfrontiert werden würde, wie sie selbst in der Vergangenheit. Yilmas Eltern sahen in der Bildung den Schlüssel dafür, sich vor rassistischer Diskriminierung zu schützen, indem das Kind selbstständig sein kann und „nicht immer abhängig davon [ist], was die Deutschen um einen herum mit einem machen.“ Die Erfahrung von rassistischer Diskriminierung führte bei Yilmas Eltern dazu, dass sie eine hohe Bildungsaspiration für ihre Tochter entwickelten, welche sie mit strengen Maßnahmen verfolgten.

In den geführten Interviews wurde zudem deutlich, dass die Eltern, aus Sicht der Kinder, Kontakt zu Menschen aus dem gleichen Herkunftsland suchten. Blerina erklärte, dass ihre Eltern lange Zeit nur albanische Kontakte pflegten, „weil sie eben Angst hatten“. Nashwar begründete die Entscheidung ihrer Eltern, sie in eine islamische Privatschule zu schicken, mit dem Motivationsgrund sie vor Rassismus zu schützen. Die kurdische Community spielte in Laylas Familie ebenfalls eine Rolle und war der Ort, indem ihre Eltern enge Freundschaften schlossen. Der Rückzug in die eigene Community, beziehungsweise in die familiären Netzwerke von Seiten der Eltern wurde von den interviewten Personen demnach zum Teil auch als Reaktion auf diskriminierende Erfahrungen im Aufnahmeland gedeutet.

Zusammenfassend lässt sich festhalten, dass die Strategien hinsichtlich des Umgangs mit Rassismuserfahrungen unterschiedlich waren und sich aus verschiedenen Motivationsgründen ergaben. Einerseits lässt sich eine Tendenz festmachen, indem die Eltern, welche aus einem muslimisch geprägten Land migriert sind, ihren Kindern rieten, sich möglichst unauffällig zu verhalten und rassistische Begegnungen hinzunehmen, um Schlimmeres zu vermeiden. Zusätzlich legten die Eltern ihren Kindern Umgangsstrategien nahe, um im Vorfeld Rassismuserfahrungen zu vermeiden, wie beispielsweise das Verschweigen ihres Glaubens oder das Erzielen eines hohen Bildungsabschlusses. Andererseits schafften Eltern das Bewusstsein dafür, dass Rassismuserfahrungen nicht zu vermeiden sind, boten jedoch durch einen offenen Kommunikationsraum die Möglichkeit, diese zu verarbeiten und gemeinsam einen Umgang damit zu finden, indem auch eigene Erlebnisse geteilt wurden. Unabhängig davon welche Umgangsstrategie die Familienmitglieder wählten, um mit

Rassismus umzugehen, wurde durch die Ausführungen der interviewten Personen deutlich, dass das Thema Rassismus auch eines ist, welches in der Eltern-Kind-Beziehung mitreflektiert wurde. Eltern überlegten sich Strategien, wie sie ihre Kinder davor schützen konnten. Demnach sahen sich Eltern, welche aus einem muslimisch geprägten Land migriert sind, aus Sicht der Kinder, mit der Herausforderung konfrontiert, neben der allgemeinen Erziehungsleistung, zudem eine Strategie zu finden, um ihre Kinder vor Rassismuserfahrungen zu schützen. Zudem konnte festgestellt werden, dass die interviewten Kinder den stärkeren Rückzug in die Community oder familiären Netzwerken mit den Ängsten der Eltern in Verbindung brachten. Aus Sicht der befragten Kindergeneration sahen die Eltern in diesen sozialen Räumen sowohl den eigenen Schutz vor Rassismus wie auch einen Schutzraum für ihre Kinder.

5.3 Konflikte in der Eltern-Kind-Beziehung

In der vorangegangenen vorgestellten Schlüsselkategorie wurde bereits deutlich, dass rassistisch motivierte Diskriminierungserfahrungen, beziehungsweise die Sorge, solche zu erleben, in der Eltern-Kind-Beziehung mitreflektiert wurden. Im Folgenden soll nun der Fokus auf Konflikte zwischen den interviewten Personen und deren Eltern gelegt werden. Dabei muss zunächst beschrieben werden, welche Regeln beziehungsweise Grenzen von den Eltern gesetzt wurden. Hier fällt auf, dass die Gründe für diese Regeln von den interviewten Personen oft im Zusammenhang mit dem Kontext der Migration erklärt wurden. Im nächsten Schritt soll der Umgang mit diesen seitens der Kinder erläutert werden. Zuletzt wird das außerfamiliäre Einmischen in die Eltern-Kind-Konflikte bzw. Meinungsverschiedenheiten reflektiert.

5.3.1 Elterliche Grenzziehungen

Die beschriebenen Konflikte zwischen den interviewten Personen und ihren Eltern entstanden meist durch die Überschreitung der elterlichen Grenzen oder aufgestellten Regeln seitens der Kinder. Aus diesem Grund soll zunächst beschrieben werden, welche Regeln sowie Grenzen von den Eltern aufgestellt wurden und welche Motivationsgründe die Kinder hinter diesen interpretieren.

Die interviewten Personen beschrieben ähnliche Regeln, die in ihrem Elternhaus galten beziehungsweise immer noch gelten. Beispielsweise war es nicht so gerne gesehen, wenn die Kinder länger weg waren, nächtliche Veranstaltungen besuchten oder Alkohol tranken (Yilma, Blerina, Elif, Vetim). Ein zentrales Thema, welches von den interviewten Personen oft und intensiv thematisiert wurde, war das Verbot von sexuellen und oder romantischen Beziehungen in ihrer Pubertät:

„Weil Sex und Beziehung, das war alles in dem ‚Wenn du dreißig bist, wenn du verheiratet bist, dann können wir darüber reden‘“ (Layla, d, 22)

Die Erlaubnis, sexuelle beziehungsweise romantische Beziehungen zu führen, hängt für Laylas Eltern, laut Laylas Aussage, mit dem Eintritt in das Erwachsenenalter und einer Heirat zusammen. Layla begründete diese Regel nicht mit der Religion, sondern mit der Tradition. Layla führte genauer aus:

„Weil ich glaube, es ist mehr diese Tradition, ‚was denken die anderen?‘, dieses von außen hin perfekt sein, als ich bin so superreligiös und du kommst in die Hölle.“ (Layla, d, 22)

Im weiteren Gesprächsverlauf erklärte Layla, dass mit „den anderen“ die kurdische Community gemeint war. Der Referenzpunkt für die Beurteilung von außen bildete demnach für Laylas Eltern, nach Laylas Auffassung, die Community. „Von außen hin perfekt“ waren dieser Logik folgend Personen, die sich an die Tradition hielten und nicht unbedingt diejenigen die religiös waren. Die Tradition schrieb in diesem Fall vor, eine heteronormative Ehe im Erwachsenenalter einzugehen und davor keine sexuellen Kontakte zu haben. Blerina beschrieb ebenfalls, die Referenzkategorie der Eltern bezüglich der Außenwertung die albanische Community und vor allem die eigenen Verwandten. An dieser Stelle wurde der hohe Stellenwert der Community deutlich, der zum Teil auf die diskriminierenden Erfahrungen im Aufnahmeland zurückzuführen war (vgl. Kapitel 5.2.2). Die Regeln der Eltern wurden, nach der Interpretation der Kinder, festgesetzt, um den traditionellen Vorstellungen, die in der eigenen Community herrschten, gerecht zu werden. Parham nannte ebenfalls den Umgang mit romantischen Beziehungen als Aspekt, bei dem seine Mutter sehr strikt war:

„Obwohl sie eine liberale Frau ist, sagt sie: ‚Hier kommt mir keine Freundin jede Woche irgendwie ins Haus. Und wenn du alle drei Wochen die Freundin wechselst, will ich nicht, dass die hier ein und ausgehen.‘“ (Parham, m, 26)

Ihm war es zwar nicht verboten, eine romantische und/oder sexuelle Beziehung zu führen, jedoch wollte seine Mutter nicht, dass er seine Freundin mit nach Hause nahm, solange es nicht „wirklich ernst“ war. Parham verstand den Grund dafür selbst nicht, vor allem mit dem Hintergrund, dass er sowieso nicht häufig seine Partnerin wechselte.

Ein Punkt, welcher ebenfalls zu Meinungsverschiedenheiten in der Eltern-Kind-Beziehung führte, war anfänglich der Auszug der Kinder:

„Meine Mama war dagegen [gegen den Auszug], weil meine Mama einen Beschützerinstinkt hat (lacht). Also sie, sie hatte einfach Angst, das war ja was ganz neues.“ (Nashwar, w., 24)

„So, die kannten das gar nicht, so meine Mutter ist, hat glaub ich noch nie alleine gelebt. (...) Und für meine Mutter ist es so ein: ‚Wie, du willst alleine leben?‘“ (Yilma, w., 24)

„Die erste Reaktion war: Nein. Also so ein wirklich wütendes: ‚Nein, dann studierst du lieber gar nicht.‘ Aber das war halt voll interessant, weil das ist eine Frau, (...) also ich ging sogar in der Grundschule in die Nachhilfe, weil es schon da klar war: Du wirst irgendwann studieren. (...) Sie weiß, das ist gut für mich, aber gleichzeitig war es für sie schwierig mich gehen zu lassen.“ (Elif, w, 30)

Nashwar und Yilma begründeten das anfängliche Widersetzen ihrer Mütter bezüglich ihres Auszugs, mit deren Angst. Diese war darauf zurückzuführen, dass der Auszug ihrer nicht verheirateten Töchter eine neue Situation für sie war, die sie in ihrem Lebensweg so nicht erfahren haben. Elifs Mutter reagierte sehr wütend auf den Wunsch ihrer Tochter für das Studium wegzuziehen, sodass selbst ihre hohe Bildungsaspiration, die sie schon in der

Grundschulzeit von Elif verfolgte, ins Wanken geriet. Blerinas Eltern waren ebenfalls gegen ihren Auszug für ihr Studium, was sie folgendermaßen begründete:

„Und ich glaube das war ein sehr starker Aspekt, dass meine Eltern diese vermeintliche Kontrolle, die sie dachten über meine kulturellen Schritte zu haben, ja über meine Lebensschritte zu haben. Und über diese Verhinderung der Entfremdung zu meiner Heimat/ ja, zu dem Heimatland meiner Eltern, dass sie das Gefühl hatten, darüber die Kontrolle zu haben, das Aufhalten zu können. Und das haben sie halt verloren, nachdem ich nach [Stadt] gezogen bin.“ (Blerina, w., 26)

Blerina sah den Ursprung des Widerstehens ihrer Eltern in dem Aspekt, dass sie dadurch die Sorge hatten, die Kontrolle über Lebensschritte zu verlieren. Aus Blerinas Sicht war es ihren Eltern sehr wichtig, dass sie sich nicht von dem Heimatland ihrer Eltern entfremdet und der Auszug aus dem Elternhaus war deswegen eine Bedrohung. Im weiteren Gesprächsverlauf führte sie weiter aus, dass ihre Eltern dachten, sie würde alkoholsüchtig werden, wenn sie abends rausginge. Der Auszug bedeutete für die Eltern demnach auch, dass die Regeln, die sie zuvor zu Hause aufgestellt hatten, nicht mehr zu kontrollieren wären. Diese wurden formiert, da Blerinas Eltern immer vom schlimmsten ausgegangen sind:

„Es war immer die worst case-Situation und die quasi bedacht wurde, bevor wir einen Schritt gemacht haben, quasi einen Schritt weiter in die deutsche Kultur, war's für meine Eltern so: ‚Oh Gott, das wird auf jeden Fall passieren.‘ Und da war halt einfach der Einfluss von meinen Verwandten ein sehr, sehr großer Aspekt.“ (Blerina, w., 26)

Hier spiegelte sich die Angst der Eltern vor der deutschen Kultur wider, welche in ihrem Verständnis Freizeitbeschäftigungen wie nächtliche Veranstaltungen, frühe sexuelle Kontakte oder Alkohol trinken umfasste. Mit diesen Handlungen verknüpften Blerinas Eltern folgenschwere Ausgangsszenarien, wie zum Beispiel eine Alkoholsucht oder eine ungewollte Schwangerschaft. Diese Ängste wurden zusätzlich von Verwandten geschürt, die die wichtigste Bezugsinstanz für Blerinas Eltern darstellten. Elif ging ebenfalls darauf ein, dass ihre Mutter eine „seltsame Angst“ gegenüber der Außenwelt empfand, die Gefahren wie Drogen und Kriminalität beinhaltete, weswegen sie ihr Kind schützen wollte. Die interviewten Kinder

interpretierten hinter den aufgestellten Regeln ihrer Eltern demnach die Sorge, dass durch bestimmte Handlungen, die ihre Eltern der deutschen Kultur zuschrieben, schlimme Folgen entstehen könnten.

Der Umzug von Zeynep nach ihrer Hochzeit war ebenfalls ein Diskussionspunkt zwischen ihr und ihren Eltern, da sie beschlossen hatte, in eine Stadt zu ziehen, die nun eine Stunde Autofahrt entfernt lag, statt lediglich zehn Minuten. Ihre Eltern äußerten die Sorge, dass sie jetzt nicht mehr so leicht vorbeikommen könnten, „wenn was ist“. Hier wurde ebenfalls deutlich, dass Zeynep den elterlichen Widerstand gegenüber ihrem Umzug mit ihrer Sorge begründete.

Die interviewten Personen verglichen die von ihnen als streng empfundenen Regeln ihrer Eltern mit denjenigen, die sie in außerfamiliären Kontexten erfassten. Vetim beschrieb, dass „bei den deutschen Kindern alles lockerer war irgendwie“. Parham ging darauf ein, dass der elterliche Umgang mit romantischen und/oder sexuellen Beziehungen in der Jugend bei seinen deutschen Freund*innen ebenfalls ein anderer war, als er sie durch seine Eltern erfuhr. Yilma beschrieb die Erziehung ihrer Eltern ebenfalls mit einem Vergleich zu ihren deutschen Freund*innen:

„Also meine Eltern sind wirklich Menschen gewesen oder sind es immer noch, die versucht haben, sich von diesem strengen Erziehungsbild zu lösen. Also mir so viel Freiraum wie möglich gegeben haben. Im Vergleich zu meinen deutschen Freunden war's immer noch sehr streng für mich.“ (Yilma, w, 25)

Layla verglich die Situation in ihrem Elternhaus und die strikte Ablehnung ihrer queerness ebenfalls mit außerfamiliären Kontexten:

„Ich hab das beim Fußball die ganze Zeit gesehen, ich habe das in der ganzen Gesellschaft die ganze Zeit gesehen. Für mich war's nichts, das schräg ist und dann ist das für jemanden so Haram pur.“ (Layla, d, 22)

Die befragten Personen positionierten vor allem ihre Jugendzeit in einem Spannungsfeld zwischen der deutschen/österreichischen Kultur, welche mit Adjektiven wie locker und frei beschrieben wurden und der Kultur aus dem Herkunftsland ihrer Eltern, welche eher als traditionell und streng beschrieben wurden. Dieses Spannungsfeld, welches vor allem in der Pubertät vordergründig war, führte teilweise zu Konflikten. Dies hing mit den beschriebenen Zugehörigkeitskonzepten zusammen, welche zwischen Eltern und Kindern unterschiedlich ausgeprägt waren. Anhand der Beschreibung der elterlichen Erziehung im Gegensatz zu Erziehungskonzepten in deutschen/österreichischen Familien wurde zudem deutlich, dass eine starke Gegenüberstellung zwischen diesen gebildeten Kategorien herrschte. Bei Yilmaz Ausführung wurde jedoch sichtbar, dass diese starre Gegenüberstellung der Erziehungskonzepte nicht fruchtbar war, da sie das Verhalten ihrer Eltern weder dem einen noch dem anderen zuordnen konnte. Sie verortete ihre Familie in einem neuen Raum, indem sie das Erziehungsbild ihrer Eltern in die Mitte des Spannungsfeldes zwischen einem strengen Erziehungsbild und dem Freiraum ihrer deutschen Freunde setzte.

5.3.2 Umgangsstrategien

Die vorangegangene Kategorie beschreibt einerseits welche Regeln die Eltern der interviewten Personen aufstellten. Andererseits erläuterten die Befragten die Motivationsgründe der Eltern. An dieser Stelle wird nochmals betont, dass es sich hierbei um die Interpretationen der befragten Kinder und nicht um die eigenen Aussagen der Eltern handelte. Auf Grundlage dieser Deutungen entschieden die interviewten Personen über ihr weiteres Vorgehen in potenziellen Konfliktsituationen und entwickelten diesbezüglich Umgangsstrategien. Diese sollen nun dargestellt werden.

Layla beschrieb im Interview ein Schulerlebnis, indem ein*e Mitschüler*in einen sexuellen Witz im Unterricht erzählte. Nachdem Laylas Vater wissen wollte, was in der Schule passiert war, erzählte Layla das Geschehen so, als hätte Layla nicht verstanden, warum alle in der Klasse gelacht hätten:

„Du willst eigentlich Sachen erzählen, die in der Schule passieren und musst sie aber so verpacken, dass nicht eine Grenze übertreten wird, [...] ihre Schamgrenze

übertreten wird. [...] Also ich hab ihm dieselbe Geschichte erzählt, ich hab sie nur so verpackt, dass eine Mauer nicht übertreten wird.“ (Layla, d, 22)

Layla hatte demnach ein sehr sensibles Gespür für die (Scham)Grenzen der Eltern entwickelt, das sogar in Situationen aktiviert war, die nicht von Layla ausgingen, sondern wie in diesem Beispiel von außenstehenden Personen. Layla war sich demnach nicht lediglich den elterlichen Grenzen ihr gegenüber bewusst, sondern ihren allgemeinen (Scham)Grenzen. Laylas Umgangsstrategie gestaltete sich dabei so, dass Layla ihre Erzählungen an die (Scham)Grenzen der Eltern anpasste. In Fällen, indem eine Umschreibung der Geschehnisse nicht möglich war, wie zum Beispiel als Layla bewusst wurde, dass Layla queer ist, wurde zunächst die Umgangsstrategie des Verheimlichens und Lügens gewählt. Als Layla ihre erste Beziehung hatte, wurde diese verheimlicht, weswegen Layla „urviel lügen“ musste. Das empfand Layla von Anfang an als Belastung, sodass es nach einem Jahr zu ihrem Coming-Out kam, welches eine „arge Eskalation“ zu Hause zur Folge hatte. Laylas Eltern reagierten mit sehr strengen Maßnahmen und kamen keinen Schritt auf Layla zu, weswegen sie nach einigen Ausrissen von zu Hause beschloss sich Hilfe bei einer sozialen Institution zu suchen. Während der Zeit in einem Krisenzentrum für selbstständige Mädchen hatte Layla keinen Kontakt zu der Familie. Nachdem Layla an einem persönlichen Tiefpunkt angekommen war, näherte sich Layla wieder ihrer Familie an. Da Laylas Eltern ihre queerness nicht akzeptieren konnten, wurden dieses und andere persönliche Themen gemieden. Layla bemühte sich um andere Interaktionsmöglichkeiten:

„Das ist halt super anstrengend und deswegen hab ich versucht Sachen zu finden, wie eben das Kochen wo man nicht über Dinge reden muss, sondern nur mit Zeigen. Und dann trotzdem die Kultur noch, so. Und wenn ich jetzt dort bin, nehm ich auch immer meine Saz mit. Das ist auch ein Ding. Oder ich lerne mit ihr kurdisch, so.“ (Layla, d, 22)

Layla suchte demnach aktiv nach Interaktionsmöglichkeiten mit den Eltern, die kein Konfliktpotenzial beherbergten. Layla beschrieb, dass die frühere Umgangsstrategie des Lügens abgelegt wurde und stattdessen ein neuer Zugang gefunden wurde, indem Layla die Prämisse setzte, sich selbst nicht zu verändern. Das Verheimlichen oder Lügen als

Umgangsstrategie wählten auch andere Interviewpartner*innen. Blerina erklärte dabei ihr früheres Verhalten:

„Wo ich meinen Eltern gesagt habe: ‚Durch eure Strenge und eurem Verbot zu allem habt ihr quasi die Leichtigkeit für mich zu Lügen gefördert.‘ Also ich sag nicht, dass meine Eltern daran Schuld sind, dass ich gelogen habe, sondern ich habe mich quasi dazu gedrängt gefühlt, um überhaupt irgendwas machen zu dürfen, lügen muss.“
(Blerina, w, 26)

Blerina erläuterte, dass der Erziehungsstil ihrer Eltern dazu geführt hat, dass sie die Umgangsstrategie des Lügens wählte, um die aufgestellten Regeln ihrer Eltern zu umgehen und eine Konfrontation zu vermeiden. In der zitierten Aussage betonte sie, dass sie nicht ihren Eltern die Schuld dafür gab, dass sie gelogen hat. Im weiteren Gesprächsverlauf ging sie darauf ein, dass sie ihre Kultur als Grund für die ganzen Verbote gesehen hat und diesem die Schuld zugewiesen hat. Hier wurde erneut deutlich, dass die familiären Erziehungsmaßnahmen im Spannungsfeld „familiär/traditionell“ und „deutsch/frei“ standen. Dabei fand auch eine Wertung statt, indem die familiäre Kultur schlechter abschnitt. Des Weiteren entschied sich Blerina für einen Auszug nach dem Schulabschluss, aus dem primären Grund um ihre Freiheit ausleben zu können. In den drei Jahren, die sie zunächst nicht mehr bei ihren Eltern lebte, setzte sie ihre gewohnte Umgangsstrategie des Verheimlichens fort, indem sie ihren Eltern nicht davon erzählte, dass sie viel unterwegs war. Nach drei Jahren zog sie zurück ins Elternhaus und ihre Umgangsstrategie änderte sich, sodass sie sich auf Diskussionen einließ, die sie früher gemieden hat. Dabei lernte sie offener mit ihren Eltern umzugehen, was zu mehr Verständnis auf beiden Seiten führte. Blerina reflektierte dabei aktiv die Verhaltensweise ihrer Eltern:

„Gewisse Ängste die die haben, wie beispielsweise mit dem Rausgehen, was da denn der Ursprung ist und ich mich selber dann reflektiert habe und mich gefragt habe: Gut, wie kann ich denn meinen Eltern diese Ängste nehmen? Und das hat, und wir haben uns da dann sehr oft unterhalten und bevor ich rausgegangen bin und grad zu Beginn, ich hab meinen Eltern/ Ich war immer erreichbar, [...] Und das waren Aspekte, die meinen Eltern eine sehr, sehr starke Sicherheit gegeben hat.“ (Blerina, w, 26)

Blerina reflektierte aktiv die Sorgen der Eltern und suchte nach Umgangsstrategien, um diese abzufedern. Hierfür leistete sie viel Kommunikationsarbeit, indem sie mit ihren Eltern über ihre Sorgen sprach. Zusätzlich gab sie ihren Eltern eine starke Sicherheit durch ihre Erreichbarkeit, vor allem in Situationen, die für sie mit Ängsten verbunden waren. Durch die offene Kommunikation änderte sich die Beziehung zwischen Blerina und ihren Eltern. Außerdem fand Blerina für sich nun auch die Vereinbarkeit ihrer „zwei Welten“. Daran wurde erneut deutlich, dass die Konflikte die Blerina bezüglich ihrer Identität hatte, stark mit dem familiären Umfeld zusammenhingen. Das Spannungsfeld hat sich durch aktive sowie individuelle Aushandlungsprozesse aufgelöst und durch die Fusion der vermeintlich, entgegengesetzten Pole wurde ein neuer Raum geschaffen. Durch Blerinas Erzählung wurde deutlich, dass sich ihre Strategien bezüglich des Umgangs der elterlichen Grenzziehungen änderten. Während sie in der Pubertät gelogen hat, um diese zu umgehen, sowie sich anschließend für einen Auszug entschieden hat, reflektierte sie in ihrer frühen Adoleszenz aktiv die Ängste ihrer Eltern und entwickelte dabei aktiv Strategien, um einen offeneren Umgang mit ihren Eltern zu fördern.

Yilma verfolgte in ihrer Pubertät eine gemischte Strategie im Umgang mit den elterlichen Grenzziehungen. Yilma begann in der Pubertät, sich gegen die Regeln, welche ihre Eltern aufgestellt hatten, zu wehren. Sie führte aus, dass ein „Mädchen vor allem anfangen muss, sich gegen bestimmte Muster zu wehren und die aufzubrechen.“ Sie entschied sich demnach bewusst dafür, eine Konfrontation mit ihren Eltern einzugehen, um sich gegen die Muster zu wehren, die mit ihr nicht zu vereinbaren waren. Hierfür ging sie Diskussionen ein, die mit „vernünftigen, mit richtigen Argumenten“ ausgehandelt wurden. Dabei hatte sie das Gefühl, dass ihre Eltern ihr auf Augenhöhe begegneten und ihr zuhörten. Gleichzeitig wägte sie ab, für welche Freiheiten es sich zu kämpfen lohnte:

„Also so waren die Dynamiken. Das heißt, wenn ich ihnen erzählen würde, dass ich Alkohol trinke, sie würden sich daran gewöhnen, weil auch andere Familien das machen, aber ich erzähle es ihnen aus Respekt nicht, weil ich weiß, dass sie sich sonst Sorgen machen. Und naja, aber diese Dinge habe ich dann nicht so richtig ausleben können. Also habe ich gesagt, ok zum Master ziehe ich aus.“ (Yilma, w, 25)

In dieser Aussage wurde deutlich, dass Yilma bewusst die Entscheidung getroffen hat, ihren Eltern nicht zu erzählen, dass sie Alkohol trank. Der Grund hierfür war nicht, dass sie das nicht akzeptieren hätten, sondern weil es nach Yilams Auffassung respektlos gewesen wäre ihnen unnötig Sorgen zu machen. Das heißt, Yilma entwickelte eine Umgangsstrategie, indem sie sowohl ihre Prioritäten einband, wie auch die Sorgen ihrer Eltern mitreflektierte. Ferner beschloss sie, wie auch Blerina, auszuziehen um ihre Freiheit ausleben zu können. Yilma begegnete dem anfänglichen Widersetzen ihrer Eltern bezüglich ihres Auszugs, indem sie sie miteinbezog. Um den Sorgen ihrer Eltern entgegenzuwirken, zeigte Yilma ihrem Vater ihre neue Umgebung und redete beruhigend auf ihn ein. An diesem Beispiel wurde erneut deutlich, dass Yilma aktiv aushandelte, wie sie mit den Grenzen ihrer Eltern umging. Dabei reflektierte sie die Sorgen der Eltern mit und brachte Verständnis dafür auf, sodass sie sich um Umgangsstrategien bemühte, die diese abmilderten.

Elif hatte während ihres Heranwachsens starke Konflikte mit ihrer Mutter, die durch ihr strenges, kontrollierendes Verhalten ausgelöst wurden. Dadurch entwickelte sich bei ihr der Wunsch einen konfliktlosen Umgang mit ihrer Mutter zu finden:

„Also das war schon ein sehr kontrolliertes Verhältnis sozusagen, von ihrer Seite. Und deswegen war das, ich glaub das war einfach so eine Zeit, wo ich gucken musste, wie ich dieses Verhältnis aktiv gestalte, indem ich mich distanzieren und selber die Kontrolle übernehme von: Wie viel zeig ich ihr? Oder wie gehe ich einfach mit ihr um? Es war überhaupt nicht in meinem Kopf, dass ich etwas ändern kann oder sie konfrontieren kann, sondern es war eher: Ok, wie gestalte ich das so, dass sie mich einfach nicht schimpft, oder sowas.“ (Elif, w, 30)

Elif beschrieb in der zitierten Aussage die Situation nach ihrem Auszug, welches „ein bisschen Luft“ zwischen ihr und ihrer Mutter schaffte. Diese Luft verhalf Elif dabei das Verhältnis zu ihrer Mutter aktiv zu gestalten. Sie entschied sich für einen Umgang, indem sie abwog, welche Informationen sie mit ihrer Mutter teilte, um eine Konfrontation zu vermeiden. Bei dieser Entscheidung orientierte sie sich an den Grenzen ihrer Mutter und passte diesen ihre Erzählungen an. Im weiteren Gesprächsverlauf ging Elif zusätzlich darauf ein, dass ihr

fortschreitendes Alter ebenfalls einen Einfluss auf die Beziehung zu ihrer Mutter hatte. Dadurch, dass Elif nun schon 30 Jahre alt ist, tritt ihr ihre Mutter nun anders gegenüber und zeigt kein kontrollierendes Verhalten mehr.

Vetim erzählte ebenfalls, dass er in seiner Jugend Verbote, die seine Eltern aufgestellt hatten, missachtet hat, indem er sie im geheimen ausübte. Bei ihm änderte sich der Umgang mit zunehmendem Alter, „weil die [Vetims Eltern] dann halt einfach gesagt haben: ‚Ok, er ist alt genug.‘“ Dementsprechend war das Alter der Kinder ebenfalls ein entscheidendes Kriterium für die Eltern bestimmte Grenzen aufzuheben.

Nashwar beschrieb eine konfliktarme Zeit während ihres Zusammenlebens mit ihren Eltern. Als ihre Mutter gegen ihren Auszug war, fand eine Diskussion auf Augenhöhe statt. Nach dieser Aussprache unterstützte Nashwars Mutter die Entscheidung ihrer Tochter. Nashwar beschrieb die Diskussionskultur zwischen ihr und ihren Eltern als eine, in der sie als erwachsener Mensch angesehen wird, „mit dem man auch gut reden kann, mit dem man auch gut diskutieren kann.“ Sie beschrieb demnach eine sehr symmetrische Beziehung, indem sie die gleichen Rechte besaß wie ihre Eltern. Blieben trotz Diskussion Meinungsverschiedenheiten bestehen, dann wurden diese akzeptiert „und man wechselt das Thema – das war’s.“

Parham beschrieb, dass er in seiner Jugend seine Wünsche zurückgestellt hat, um Konfrontationen mit seiner Mutter zu vermeiden und ihr „gut zu reden“. Dieser Umgang hat sich im fortschreitenden Alter geändert, sodass er einen ähnlichen Weg wie Yilma gewählt hat, um mit den Grenzen seiner Mutter zu verhandeln. Er wog seine eigenen Wünsche, mit den Sorgen seiner Mutter auf:

„[Ich] setz mich jetzt auch durch, wenn ich Sachen machen will [...]. Merke aber trotzdem, dass sie bei manchen Sachen sagt: ‚Ne, dann mach’s doch nicht und mach das doch so und so.‘ Und dadurch, dass sie da so unsicher ist in dem Punkt und mich da vor Gefahren schützen will, sag ich jetzt trotzdem nicht, ich will’s halt trotzdem machen. Also da hab ich über die Jahre gelernt, dass ich da anders reagieren muss und das es mein Leben ist und ich es nicht nach ihr richten soll.“ (Parham, m, 26)

Parham verfolgte nun seine Wünsche, auch wenn sie nicht mit denen seiner Mutter übereinstimmten. Da er hinter dem Handeln seiner Mutter die Absicht sah, ihn schützen zu wollen, entschloss er sich dafür, ihr das nicht direkt zu sagen. Beispielsweise erzählte er ihr nicht direkt, wenn er auf ein Date ging, sondern gab vor mit Freund*innen unterwegs zu sein. Gleichzeitig bedauerte er es, nicht offen mit diesem Thema umgehen zu können und überlegte unter anderem deswegen das Elternhaus zu verlassen.

Diese Kategorie schafft einen Einblick darüber, welche Strategie die interviewten Kinder gefunden haben, um mit den elterlichen Grenzziehungen, mit denen sie nicht einverstanden waren, umzugehen. Dabei wurde deutlich, dass sich die Umgangsstrategien über die Zeit verändern können. Während der Pubertät wählten einige der interviewten Personen die *Umgangsstrategie des Verheimlichens und Lügens*, um trotz der elterlichen Grenzen ihren Willen nachgehen zu können. Der *Auszug* aus dem Elternhaus war ebenfalls eine vertretene Verhaltensweise, um nach den eigenen Vorstellungen handeln zu können, ohne diese im eigenen Haushalt verstecken zu müssen. Ein weiterer Umgang, um Situationen zu entgehen, die ein Konfliktpotenzial in sich trugen, war das aktive Suchen nach alternativen Interaktionsmöglichkeiten oder das bewusste Meiden von bestimmten Themen. Außerdem fand entlang den elterlichen Grenzen eine individuelle Aushandlung darüber statt, für welche Grenzen es sich lohnte eine Diskussion einzugehen. Dabei wurden die elterlichen Motivationsgründe für das entsprechende Verbot mitreflektiert. So sprachen einige Interviewpartner*innen bestimmte Themen gegenüber ihren Eltern nicht an, wenn sie sich daraufhin sorgen würden. Zuletzt ist zu nennen, dass einige der interviewten Kinder aktiv nach Umgangsstrategien suchten, um die Grenzen mit ihren Eltern neu auszuhandeln, indem viel Kommunikationsarbeit geleistet wurde. Bei allen Umgangsstrategien wurde deutlich, dass die interviewten Personen ein sensibles Gespür für die elterlichen Grenzen entwickelten, welches individuelle und aktive Aushandlungsprozesse mit sich zog.

5.3.3 Außerfamiliäre Beurteilung der Eltern-Kind-Beziehung

In dieser Kategorie soll beleuchtet werden, wie die interviewten Personen die Reaktionen von außerfamiliären Institutionen oder Personen auf spannungsgeladene Situation in der Eltern-Kind-Beziehung beschrieben und empfanden. Es geht also primär darum zu beleuchten, in

welchen sozialen Räumen die interviewten Personen ihre persönlichen Eltern-Kind-Konflikte thematisierten und wie diese dann beurteilt wurden. Es wird demnach der von den Betroffenen wahrgenommene außerfamiliäre Blick auf die Eltern-Kind-Beziehung fokussiert.

Es wurde bereits beschrieben, dass Layla nach dem Coming-Out in derlei starken Konflikten mit den Eltern stand, dass Layla eine Zeit lang in einem Krisenzentrum gelebt hat. Diese Zeit beschrieb Layla folgendermaßen:

„Also die ganze Krisenzentrumzeit war für mich absurd, weil da waren nur weiße Menschen, die nicht verstanden haben (...), weil sie halt dieses typische: ‚Ja, sie sind halt muslimisch und können’s nicht verstehen‘ – aber für mich war das so viel mehr.“
(Layla, d, 22)

In dieser Aussage wurde deutlich, dass sich Layla von den weißen² Sozialarbeiter*innen im Krisenzentrum nicht verstanden fühlte. Layla hat im Krisenzentrum somit keinen Raum gefunden, indem Layla über die Konflikte mit den Eltern sprechen konnte, sodass Layla das Gefühl entwickelte, nicht verstanden zu werden. Darüber hinaus stieß Layla in einer sozialen Institution auf vorherrschende, antimuslimische Stereotype, die für die Bewältigung ihrer Situation in keiner Weise förderlich waren. Im Gegenteil führte es in Laylas Fall zu negativen Konsequenzen, da Layla eben nicht eine angemessene Unterstützung erfuhr, sondern mit rassistischen Stereotypen gegenüber ihrer Familie konfrontiert worden ist.

Yilma ging ebenfalls darauf ein, dass sie sich von ihrem außerfamiliären Umfeld in Bezug auf ihre Eltern missverstanden fühlte:

„Ich hab schon Aussagen von Freunden gehabt, wie: ‚Du lebst doch jetzt in Deutschland, deine Eltern müssen doch damit klarkommen, wenn du einen nicht-Afghanen heiratest. So weil, wieso sind sie dann hier?‘ So, I mean, die sind nicht freiwillig hier und ja, sie müssen damit klarkommen, aber ich kann sie nicht zwingen.

² Bei der Bezeichnung „weiß“ handelt es sich nicht um eine biologische Eigenschaft bzw. eine reelle Hautfarbe, sondern um eine politische und soziale Konstruktion. „Mit Weißsein ist die dominante und privilegierte Position innerhalb des Machtverhältnisses Rassismus gemeint, die sonst zumeist unausgesprochen und unbenannt bleibt“ (<https://www.amnesty.de/2017/3/1/glossar-fuer-diskriminierungssensible-sprache>).

Ich muss meinen Eltern auch Zeit geben und Raum geben sich damit anzufreunden.“
(Yilma, w, 25)

Yilma fühlte sich durch dergleichen Aussagen ihrer Freund*innen nicht verstanden. Derartige Äußerungen implizierten, dass die Daseinsberechtigung der Eltern in Deutschland daran geknüpft war, ob sie die Wertvorstellungen des Landes annahmen, in dem sie wohnten. Es wurde eine komplette und schlagartige Integration von Seiten der Eltern erwartet, die eine Aneignung der Wertvorstellungen, die im jeweiligen Land dominant sind, voraussetzte. Es herrschte eine kulturelle Hegemonie, in der „westliche Verhaltensweisen“ als Norm gesetzt wurden. Dadurch wurde einerseits die bereits vollbrachte Anpassungsleistung der Eltern nicht erkannt und andererseits kein Verständnis für ihre Situation aufgebracht. Yilma hingegen brachte durchaus Verständnis für ihre Eltern auf und nahm ihre Anpassungsleistung wahr. Sie führte weiter aus, wie ein sozialer Raum, in dem sie offen über Meinungsverschiedenheiten in der Eltern-Kind-Beziehung erzählen kann, auszusehen hat:

„Ich brauch halt ein Safe space, wenn ich das Freunden erzähle [das Freund vor Eltern verheimlicht wird], dass die nicht direkt sagen: ‚Oh, deine Eltern sind aber rückständig‘ oder so, sondern, die das nachempfinden können.“ (Yilma, w, 25)

Yilmas Safe space bildeten Personen, die ebenfalls eine Migrationsgeschichte in der Familie haben. Sie hat die Erfahrung gemacht, dass in anderen Fällen die Verhaltensweise ihrer Eltern mit negativen Stereotypen in Verbindung gebracht und dadurch abgewertet wurde. Das war für die betroffene Person frustrierend und bot nicht den Austausch, indem sie das Gefühl bekam, dass ihre Situation wirklich verstanden wurde. Dementsprechend eignete sich nicht jeder Raum für Yilma, um ihre Eltern-Kind-Konflikte aufzuarbeiten, sondern sie fühlte sich eher von Personen mit ähnlichen Erfahrungen nachvollzogen.

Elif ging ebenfalls darauf ein, dass ihre Beziehung zu ihrer Mutter im Freund*innenkreis diskutiert wurde. Sie beschrieb die Reaktion ihres Freund*innenkreises, als sie ihren neuen Beziehungspartner nach einem halben Jahr noch nicht ihrer Familie vorgestellt hatte:

„[Beziehungspartner] kann Elifs Mutter nicht kennenlernen, weil sie ist eine Muslima und sie trägt Kopftuch und sie ist jetzt noch konservativer und deswegen.' Also ich kann mich erinnern, dass ich das voll unangenehm fand, weil, das hatte/ Es war für mich damals schwierig, die Beziehung mit meiner Mutter einzuschätzen und dann höre ich diese Vorurteile. Das ich mich dazu so positioniere, war irgendwie recht schwierig.“
(Elif, w, 30)

Die Beziehung zwischen Elif und ihrer Mutter und die damit verbundenen Verhaltensweisen wurden von außerfamiliären Personen direkt im Zusammenhang damit gesetzt, dass Elifs Mutter Muslima ist. Damit verknüpft wurden negative, antimuslimische Stereotype, wie etwa, dass sie konservativ sei und Elif deswegen ihren Freund nicht vorstellen wolle. Die Beziehung zwischen Mutter und Tochter wurde demnach nicht individuell betrachtet, sondern das soziale Umfeld von Elif bediente sich klischeehaften Argumentationen, um eine vermeintlich falsche Verhaltensweise - in diesem Fall das zu spät empfundene Vorstellen des Beziehungspartners – zu erklären. Elif beschrieb diese Erfahrung als unangenehm und ging darauf ein, dass es ihr vor allem mit dem Hintergrund, einer angespannten Mutter-Tochter-Beziehung angesichts der Vorurteile nochmals schwieriger fiel, ihre Beziehung zu ihrer Mutter einzuschätzen. Die stereotypischen Zuschreibungen erschwerten Elif sich in ihrer Beziehung zu ihrer Mutter zu positionieren. Demnach gestalteten die außerfamiliären Reaktionen die Eltern-Kind-Beziehung bei Elif mit, indem sie für mehr Verwirrung sorgten.

Diese Kategorie konnte auf der einen Seite aufzeigen, dass den interviewten Personen Räume fehlten, in denen sie Eltern-Kind-Konflikte angemessen aufarbeiten konnten, ohne dass die Verhaltensweise ihrer Eltern mit antimuslimischen Stereotypen erklärt wurde. Die betroffenen Personen hatten das Gefühl, dass kein Verständnis für ihre Situation aufgebracht wurde und fühlten sich nicht nachvollzogen. Dadurch ergab sich die Gefahr, keine Möglichkeit zu haben einen angemessenen außerfamiliären Austausch über die Eltern-Kind-Konflikte zu führen, wenn keine Personen mit ähnlichen Erfahrungen im Umfeld waren. Auf der anderen Seite wurde deutlich, dass die außerfamiliäre, mit rassistischen Stereotypen behaftete Beurteilung der Eltern ebenfalls einen Einfluss auf die eigene Wahrnehmung der Eltern-Kind-Beziehung bei den betroffenen Personen hervorrufen kann.

5.4 Beschreibung der Eltern-Kind-Beziehung

Die letzte Schlüsselkategorie widmet sich der konkreten Beziehungsbeschreibung der Eltern-Kind-Beziehung der interviewten Kindergeneration. Dabei sind Solidaritätsformen und Ambivalenzen in den Eltern-Kind-Beziehungen der befragten Personen zu erkennen. Außerdem folgt eine Veranschaulichung dessen, welche weiteren Dimensionen der Eltern-Kind-Beziehung durch die Beziehungsbeschreibung der interviewten Personen festzustellen sind.

5.4.1 Solidaritäten und Ambivalenzen

Die interviewten Personen beschrieben in ihrer Beziehung zu ihren Eltern unterschiedlich ausgeprägte Solidaritätsformen. Die assoziative Solidarität ist bei den befragten Personen verschieden ausgeprägt. Yilma, Blerina und Nashwar berichteten, dass sie trotz ihrer Auszüge aus dem Elternhaus fast täglich telefonischen Kontakt zu ihren Eltern haben und dass regelmäßige Besuche stattfinden:

„Wir telefonieren oder wir schreiben auf WhatsApp. Also meine Eltern fragen eigentlich jeden Tag oder jeden zweiten Tag wie’s mir geht oder ich frage sie, ganz kurz nur.“ (Yilma, w, 25)

Bei den täglichen Kontaktaufnahmen wurden vor allem Fragen bezüglich dem Wohlergehen gestellt. Elif und Zeynap gaben an regelmäßig mit ihren Eltern zu telefonieren und wenn möglich, trotz der geographischen Distanz, einen Besuch einzuplanen. Vetim und Parham lebten noch in ihrem Elternhaus, weswegen sie ebenfalls täglich Kontakt mit ihren Eltern hatten. Layla beschrieb, dass sich die Kontaktaufnahme über die Zeit hinweg unterschiedlich gestaltete:

„Dazwischen sind halt immer wieder so Monate gewesen, wo wir keinen Kontakt hatten. Jetzt bin ich mehr der Part, der immer wieder kommt, gleichzeitig kommt immer der Vorwurf ich komm zu selten.“ (Layla, d, 22)

Der Kontakt zwischen Layla und den Eltern war nicht beständig, sodass es wiederkehrende Zeitabschnitte ohne jeglichen Austausch gab. Im Moment des Interviews beschrieb Layla sich selbst als den aktiven Part, wobei Layla von den Eltern das Gefühl vermittelt bekam ihren Ansprüchen nicht gerecht zu werden. Die Ausprägung der assoziativen Solidarität gestaltete sich bei den befragten Personen unterschiedlich. Auffällig war, dass vor allem diejenigen von einem regelmäßigen Austausch berichteten, die ihre Beziehung zu ihren Eltern generell positiver empfanden.

Hingegen war eine hohe funktionale Solidarität bei Layla und den Eltern sichtbar, da sie Layla eine Wohnung gekauft haben. Dies empfand Layla als Widerspruch in ihrer sonst konfliktreichen Beziehung, da Layla das Gefühl hatte, dass die Eltern zwar Laylas physische Nähe suchten, aber keine geistige Nähe. Hier wurde deutlich, dass die Ausprägung einer bestimmten Solidaritätsform, aber das Fehlen von anderen Solidaritätsformen zu einer ambivalenten Beziehungsgestaltung führen kann. Layla beschrieb zudem, dass die Beziehung zu dem Vater gut war und führte das auf die konsensuelle Solidarität zurück:

„Ich hab eine gute Beziehung zu meinem Vater, weil ich bin auch links, in gewissen Maßen. Ich bin belesen, also ich setz mich viel mit Philosophie und der Welt auseinander. Wir reden eigentlich oft über Politik und Fußball.“ (Layla, d, 22)

Layla empfand die Beziehung zu dem Vater gut, da sie gemeinsame Interessen hatten und eine ähnliche politische Meinung. Dies sind demnach Aspekte, die zu einer empfundenen besseren Beziehungsqualität führten, denn dadurch ergaben sich mehr Interaktionsmöglichkeiten ohne Konfliktpotenzial.

Blerina beschrieb eine starke affektive Solidarität, als sie erklärte, dass sie nach drei Jahren nach dem Auszug aus dem Elternhaus, ihre Familie sehr stark vermisste und eine starke Bindung zu ihrer Mutter verspürte. Bei Vetim war die normative Solidarität stark ausgeprägt:

„Weil ich mir denke, sie haben mich großgezogen, haben sich um mich gekümmert und ich möchte ihnen das halt zurückgeben. Auch wenn's natürlich nie, du erreichst

natürlich nie das, was dir deine Eltern gegeben haben, aber für mich ist das halt einfach/ Das ist für mich halt keine Frage [...] So, Eltern sind halt heilig.“ (Vetim, m, 30)

Vetim sprach davon, dass er in Zukunft ein Haus kaufen will, in dem er zusammen mit seinen Eltern und seiner Frau leben wird. Das war für ihn eine Selbstverständlichkeit, weil er sich sehr stark an seine familiären Verpflichtungen gebunden fühlte. Er sah sich nun in der Position, seinen Eltern das zurückzugeben, was sie ihm gegeben haben. Für ihn drehte sich das Sorgeverhältnis mit dem Erwachsenwerden um, sodass er nun für das Wohlergehen seiner Eltern verantwortlich war. Gleichzeitig beschrieb er sie als „heilig“, wodurch er die Beziehung unter anderem religiös einordnete, indem er seinen Eltern eine unantastbare Position einräumte.

In diesem Kapitel wurde deutlich, dass eine ausgeglichene Gestaltung der Solidaritätsformen zu einer positiveren Empfindung bezüglich der Beziehung zu den Eltern führen kann. Wohingegen die starke Ausprägung einer Solidaritätsform auf der einen Seite, aber das Fehlen anderer Solidaritätsformen auf der anderen Seite zu ambivalenten Gefühlen beitragen kann.

5.4.2 Weitere Dimensionen in der Beziehungsbeschreibung

Neben den Solidaritätsformen und Ambivalenzen wurden bei der Analyse des Datenmaterials weitere Dimensionen der Beziehungsgestaltung deutlich, die im Folgenden vorgestellt werden.

In der bisherigen Ergebnisdarstellung schien bereits an einigen Stellen durch, dass die interviewten Personen zum Teil unterschiedliche Beziehungen zu ihren Elternteilen hatten. Vor allem Layla, Elif und Parham thematisieren diesen Umstand. In Laylas Fall wurde bereits beschrieben, dass Layla mit dem Vater eine hohe konsensuelle Solidarität teilte, während Layla im Interview mitteilte, dass die Kommunikation mit der Mutter immer schwer fiel. Gleiche Interessen und Ansichten waren demnach Umstände, die zu einer positiv empfundenen Eltern-Kind-Beziehung beigetragen haben. Layla beschrieb ferner die Kommunikation mit der Mutter:

„Meine Mum, vergiss. Ich hab jetzt begonnen kurdische Gerichte mit meiner Mum zu kochen, weil ich das Gefühl habe, das ist das einzige wo wir nicht reden müssen. Weil sie bombardiert mich immer mit Religion, was für mich ur der Angriff ist, weil so Trigger hart. Und ich darf aber nicht zurückbombardieren.“ (Layla, d, 22)

Layla empfand die Kommunikation mit ihrer Mutter sehr negativ, sodass Layla aktiv nach einer Interaktionsmöglichkeit suchte, in der nicht verbal kommuniziert werden musste. Der Grund dafür war, dass Laylas Mutter nach Laylas Ansicht hauptsächlich über Religion sprach, was Layla als Angriff wahrnahm. Diese Umgangsstrategie wurde bereits beschrieben (vgl. Kapitel 5.3.2), doch aus ihr kann eine zusätzliche Information gewonnen werden: Layla sah sich nicht in der Position, sich gegen diesen Angriff zu wehren. Hier wird deutlich, dass Layla die Beziehung zu der Mutter als asymmetrisch empfand, in dem Layla, im Gegensatz zu der Mutter, in den Handlungsmöglichkeiten beschränkt war. Layla suchte aktiv nach einer Möglichkeit trotz anhaltender Konflikte eine Umgangsstrategie zu finden, während bei Layla das Gefühl aufkam, dass keine Anpassungsleistung vonseiten der Mutter stattfand.

Elif beschrieb ebenfalls eine bessere Beziehung zu ihrem Vater und begründet das folgendermaßen:

„Also mein Vater tatsächlich ist komplett ausgeschlossen von all diesen Dynamiken, weil das wirklich nur zwischen mir und meiner Mutter war. Also mein Vater ist so ein total liebevoller, sehr schüchterner und sehr naiver Mensch und der hat so nie Forderungen gestellt oder gewisse Sachen erwartet.“ (Elif, w, 30)

Mit den Dynamiken wies Elif auf die durch Konflikte geprägte Beziehung zu ihrer Mutter hin, welche sich seit ihrer Pubertät herauskristallisierte. Dabei betonte sie, dass ihr Vater kein Teil dieser Konflikte war und begründete dies durch seinen Charakter, welches sie als eher konfliktscheu beschrieb. Außerdem betonte sie, dass er keine Forderungen an sie stellte oder bestimmte Erwartungen ihr gegenüber hatte. Elif zeichnete, im Vergleich zu ihrer Charakterisierung des Vaters, ein gegenteiliges Bild von ihrer Mutter. Sie begründete die zunehmenden Konflikte in ihrer Pubertät durch den Umstand, dass sie „gewisse Sachen nicht mehr gemacht“ hat, die ihre Mutter erwartete. Hier wurde sichtbar, dass zum einen der

individuelle Charakter der Elternteile ausschlaggebend ist für die Beziehung zwischen dem Kind und dem jeweiligen Elternteil. Zum anderen führten gestellte Erwartungen, die nicht erfüllt werden konnten oder wollten, zu Konflikten. Es zeugte zudem von einer asymmetrischen Beziehung, wenn eine Seite bestimmte Erwartungen an die andere richtet, mit dem Verständnis, dass diese erfüllt werden müssen. Elif beschrieb im Interview, dass sie gegenwärtig eine bessere Beziehung zu ihrer Mutter hat:

„Also ich glaube auch nicht, dass ich mich besonders viel verändert habe, sondern das kam irgendwie eher von ihnen. Also auch die Verbesserung der Situation wie sie heute ist, würde ich sagen, dass meine Eltern sich mehr verändert haben. Und sich angepasst haben, als ich das getan hab.“ (Elif, w, 30)

Sie begründete die bessere Beziehung zu ihren Eltern durch den Umstand, dass sich ihrer Einschätzung nach, ihre Eltern mehr angepasst haben, als sie es getan hatte. Ihre Eltern und vor allem ihre Mutter haben einen Prozess durchgemacht, indem sie eine individuelle Anpassungsleistung vollzogen haben. Durch diese Anpassung, näher hin zu Elifs Lebensrealität, verspürte Elif eine bessere Eltern-Kind-Beziehung. Die zuvor beschriebene Asymmetrie löste sich zum Teil auf, da Elif sich nicht mehr aufgrund bestimmter Erwartungen im Zugzwang sah, sondern ihre Eltern durch ihre Anpassungsleistung einen Schritt auf sie zugegangen sind. Dadurch lag die Hauptverantwortung den Konflikt zu lösen nicht mehr bei Elif allein, sondern es fand eine Annäherung auf beiden Seiten statt. Elif versuchte durch ihre bewusste Themenwahl die Grenzen ihrer Eltern zu respektieren, während ihre Eltern ebenfalls einen Anpassungsprozess durchlaufen haben. Es war demnach eine Bemühung auf beiden Seiten vorhanden, an der Eltern-Kind-Beziehung zu arbeiten.

Parham ging im Interview mehrmals darauf ein, dass er eine bessere Beziehung zu seinem Vater als zu seiner Mutter habe:

„Wie gesagt, dadurch dass sich das Verhältnis unterschiedlich so zu meinen Elternteilen entwickelt hat, hat sich das auch so verfestigt über die Jahre bis zu dem Zeitpunkt, dass ich immer bei so Ängsten und Problem offener mit meinem Papa reden

konnte, offener Gefühle zeigen konnte [...] So meine Mama ist generell auch ein bisschen strenger“ (Parham, m, 26)

Parham führte aus, dass sich die unterschiedliche Beziehungsgestaltung über die Zeit hinweg ergab und nicht auf ein bestimmtes Ereignis zurückzuführen war. Die enge Beziehung zu seinem Vater zeichnete sich dadurch aus, dass er offen mit ihm kommunizieren konnte und sich bei Problemen an ihn wenden konnte. Parhams Vater war demnach eine wichtige Bezugsperson für ihn. Der Grund weswegen sich Parham nicht so gerne an seine Mutter wandte, ist ihre strengere Art. Wie Elif begründete Parham die unterschiedliche Beziehungsgestaltung zu seinen Eltern zum Teil durch die verschiedenen Charakteristika seiner Mutter und seines Vaters. In seinem Fall war ebenfalls die strengere Art seiner Mutter, welche mit bestimmten Vorstellungen zusammenhing, der ausschlaggebende Faktor ihr gegenüber nicht so offen kommunizieren zu können. Im Allgemeinen beschrieb Parham seine Eltern jedoch sehr unterstützend und schützend:

„Sie haben mich da immer früh supported, [...] Und das heißt, meine Eltern haben mir in den frühen Jahren immer so ein Gefühl gegeben, dass ich mich da so öffnen kann, wenn irgendwas ist, wenn es Probleme gibt.“ (Parham, m, 26)

Diese Aussage traf er, als er auf anfängliche Probleme in der Schule einging. Seine Eltern unterstützten ihn in dieser Phase von Beginn an und haben ihm dadurch das Gefühl gegeben, sich bei Problemen an sie wenden zu können. Parhams Eltern erfüllten demnach eine unterstützende Funktion. Nashwar ging ebenfalls darauf ein, dass ihre Eltern stets eine unterstützende Rolle eingenommen haben, vor allem wenn es um die Entscheidung bezüglich ihres akademischen Werdeganges ging. Außerdem beschrieb sie eine symmetrische Beziehung zwischen sich und ihren Eltern, da Nashwar das Gefühl hatte, immer als erwachsener Mensch angesehen zu werden. Dieser Aspekt wurde bereits im Kapitel „Umgangsstrategien“ erwähnt, denn durch die Diskussionen, die auf Augenhöhe geführt wurden, empfand Nashwar die Machtverhältnisse bei Meinungsverschiedenheit ausgeglichen. Sie hatte nicht das Gefühl, dass ihre Eltern ihr ihren Willen aufdrängten, sondern dass diese bereit sind, in einer Diskussion einen Schritt auf sie zuzugehen und ihre anfänglichen Standpunkte zu revidieren.

Zeynap beschrieb ein Ereignis mit ihrem Vater, bei dem er sie nach einer Selbstverletzung versorgte. Sie hob hervor, dass er ihr keine Vorwürfe machte, sondern ihr ohne Anklage zur Seite stand. In dieser Situationsbeschreibung wurde deutlich, dass er eine unterstützende und sorgende Rolle einnahm. Zeynaps Mutter reagierte bei Konflikten, in denen Zeynap „am Zerreißen“ war damit, dass sie ihre Tochter umarmte, um sie zu beruhigen. Angesichts Zeynaps psychischer Erkrankung nahmen ihre Eltern eine stark sorgende und beschützende Rolle ein.

Bei Yilma wurde ebenfalls sichtbar, dass persönliche Schicksalsschläge die Eltern-Kind-Beziehung mitgestaltet haben. Yilma führte aus, dass der Suizid ihres Bruders zwischen ihr und ihren Eltern stand sowie das Verhalten ihrer Eltern ihr gegenüber beeinflusst hat:

„Von da an - wir sind dann weggezogen [...] - haben meine Eltern sich komplett fokussiert, mir eine schöne Kindheit und eine schöne Jugend zu ermöglichen, also alles negative immer von mir abzuschildern.“ (Yilma, w, 25)

Aus Yilmas Sicht nahmen ihre Eltern, aufgrund ihres erlittenen Schicksalsschlags, eine besonders stark ausgeprägte schützende Rolle ein. Das Ziel von Yilmas Eltern war es, ihre Tochter vor negativen Erlebnissen zu schützen. Ferner beschrieb Yilma ihre Beziehung zu ihren Eltern folgendermaßen:

„Und ich erinnere mich noch, wie eine Freundin zu mir meinte: ‚Du verstehst dich mega gut mit deinen Eltern, das ist so total komisch.‘ Und ja, ich glaube das war, weil meine Eltern halt irgendwie so immer mit mir Späße gemacht haben, so freundschaftlich mit mir waren.“ (Yilma, w, 25)

Sie verknüpfte ihre gute Beziehung zu ihren Eltern mit dem Umstand, dass diese ein freundschaftliches Verhältnis mit ihr pflegten. Das spricht für eine symmetrische Beziehung zwischen Eltern und Kind, indem die gefühlten Machtstrukturen ausgeglichen sind. An einer anderen Stelle ging Yilma darauf ein, dass ihr Vater wollte, dass sie auf Augenhöhe miteinander redeten. Hier wurde erneut deutlich, dass eine Kommunikation auf Augenhöhe

und die damit ausgeglichenen Machtverhältnisse innerhalb der Eltern-Kind-Beziehung dazu führten, dass die Beziehung als positiv empfunden wurde.

Vetim ging ebenfalls darauf ein, dass er ein freundschaftliches Verhältnis zu seinem Vater pflegte:

„Ich seh mein Vater, er ist mein Vater und gleichzeitig auch mein bester Freund. Also heute erzähle ich ihm alles.“ (Vetim, m, 30).

Das freundschaftliche Verhältnis zu seinem Vater führt dazu, dass Vetim einen sehr offenen Umgang mit ihm pflegte. Dem Vater eine freundschaftliche Rolle zuzuschreiben, förderte demnach auch eine offenere Kommunikation mit ihm. Grundsätzlich konnte festgestellt werden, dass die Fähigkeit, offen mit seinen Eltern zu kommunizieren einen wesentlichen Einfluss auf die positive Beziehungswahrnehmung hatte.

Die letzte Kategorie bot Aufschluss darüber, in welchen Fällen die interviewten Personen ihre Eltern-Kind-Beziehung als positiv, beziehungsweise negativ empfanden. Dabei wurde ersichtlich, dass es ausschlaggebend ist, ob die Beziehung als (a)symmetrisch beschrieben wurde. Symmetrisch geführte Eltern-Kind-Beziehungen, in denen die Kinder ihren Eltern unterstützende, sorgende und freundschaftliche Rollen zuwiesen, wurden als positiv empfunden. Eine wesentliche Eigenschaft solcher Beziehungen war eine offene Kommunikation. Dabei hatten die interviewten Personen das Gefühl, dass ihre Eltern ihnen auf Augenhöhe begegneten. Sie sahen sich nicht als einzigen Part in der Beziehung, welcher bei Konflikten oder Meinungsverschiedenheiten eine Anpassungsleistung aufbringen musste, sondern nahmen auch eine Bereitschaft von Seiten ihrer Eltern wahr. Eine asymmetrische Beschreibung der Beziehung ging meist mit einer negativ empfundenen Eltern-Kind-Beziehung einher. Hier nahmen die interviewten Personen die Machtstrukturen innerhalb der Beziehung als ungleichmäßig wahr. Ferner sahen sie sich, im Gegensatz zu ihren Eltern, in ihren eigenen Handlungsmöglichkeiten eingeschränkt. Es wurde zudem ersichtlich, dass gemeinsame Interessen und persönliche Eigenschaften ebenfalls einen wesentlichen Einfluss auf die Gestaltung der Eltern-Kind-Beziehung hatten.

6. Zusammenfassung

Migrationsprozesse formen die gesellschaftlichen Verhaltens- und Lebensmuster (Götte 2018:3). So sind auch Österreich und Deutschland beides Länder, die durch eine migrationsbedingte Diversität gekennzeichnet sind, sodass gut jede vierte Person eine Migrationsgeschichte in der Familie hat oder selbst migriert ist (vgl. Statistik Austria 2022, Statistisches Bundesamt 2022). Nichtsdestotrotz dient die Sesshaftigkeit oft als Referenzfolie, weswegen sich die Migration als das Besondere abhebt (vgl. Götte 2018: 11). Die Familie nimmt bei Migrationsprozessen eine zentrale Rolle ein, da familiäre Netzwerke als Orte fungieren, in denen die Migration ausgehandelt, organisiert und bewältigt wird (vgl. Baader et al. 2018: IX). Migrationsfamilien sind dabei mit Negativzuschreibungen konfrontiert, wobei ihnen Eigenschaften wie etwa Integrationsunwilligkeit, autoritäre Erziehungsstile oder das Festhalten an rückwärtsgewandten Traditionen zugeschrieben werden (vgl. Hill 2020: 1). Die Diskriminierungserfahrungen bei Eingewanderten und ihren Nachkommen unterscheiden sich dabei je nach Herkunftsland, Religion und Aussehen der betroffenen Personen (vgl. El-Mafaalani 2017: 472 f.). Studien zeigen, dass muslimische Personen, beziehungsweise jene, die als muslimisch gelesen werden, in Österreich und Deutschland antimuslimischen Rassismus erfahren. Dieser äußert sich in unterschiedlichen Bereichen, wie etwa im Erziehungssystem (vgl. Hummerich 2017), auf dem Arbeits- (vgl. Imdorf 2017) sowie Wohnungsmarkt (vgl. Hinz/ Auspurg 2017) oder im Internet (vgl. Dokustelle Österreich 2021). Dabei werden homogenisierende Annahmen getroffen, die muslimische Männer gewaltbereit und muslimische Frauen unterdrückt beschreiben (Markom/ Weinhäupl 2009, Hafez 2009). Demnach sind Individuen, aber auch Familien mit Migrationsgeschichte, mit Herausforderungen konfrontiert, die einheimische Familien nicht erleben. Ausgrenzungs- und Diskriminierungserfahrungen stellen stressbelastende Ereignisse dar, die die Funktionsweise der Familie beeinträchtigen (vgl. McCubbin/McCubbin 2013).

Das Interesse dieser Masterarbeit war es, herauszuarbeiten, inwiefern die Eltern-Kind-Beziehungen vom Kontext der Migration mitgestaltet werden. Dabei soll ein möglichst komplexer Einblick in die Lebensrealität der betroffenen Personen gegeben werden, indem nicht lediglich untersucht wird, ob die Migration einen positiven oder negativen Einfluss auf

die Eltern-Kind-Beziehung hat, sondern in welchen Kontexten sie sich äußert und diese mitgestaltet.

Um dem Forschungsinteresse nachzugehen, wurden problemzentrierte Interviews (vgl. Witzel 2000) mit neun Personen aus der Kindergeneration zwischen 22 und 30 Jahren geführt, deren Eltern aus einem muslimisch geprägten Land nach Deutschland oder Österreich migriert sind. Nachdem die Auswahlkriterien von potenziellen Interviewpartner*innen angepasst wurden, schied ein Interview aus, sodass acht der neun geführten Interviews in die Ergebnisdarstellung einfließen. Die Analyse des Datenmaterials erfolgte nach dem Auswertungsverfahren der Grounded Theory Methodologie. Dadurch konnten vier zentrale Schlüsselkategorien herausgearbeitet werden, die die Gestaltung von Eltern-Kind-Beziehungen bei Eingewanderten aus einem muslimisch geprägten Land und ihren Nachkommen beschreiben. Bevor die Darstellung dieser folgt, werden die herangezogenen Theorien vorgestellt.

Die Wahl fiel in der vorliegenden Masterarbeit auf zwei theoretische Zugänge. Zum einen handelt es sich um einen generationstheoretischen Zugang (vgl. Kapitel 3.1), zum anderen um einen stresstheoretischen (vgl. Kapitel 3.2). Ersteres umfasste die Beschreibung der familialen Generationenbeziehung anhand der sechs Solidaritätsformen nach Bengtson et al. (2001). Bei der ersten Form handelt es sich um die *affektive Solidarität*, welche das Ausmaß und die Gegenseitigkeit der Gefühle zwischen den Familienmitgliedern umfasst. Die *assoziative Solidarität* bezieht sich auf die Häufigkeit und Muster der Interaktionen zwischen den Familienmitgliedern. Die *konsensuelle Solidarität* bezeichnet den Grad der Übereinstimmung der Einstellungen, Ansichten und Meinungen. Bei der *funktionalen Solidarität* steht der Austausch von Ressourcen, welche sowohl den finanziellen Transfer wie auch die praktische Hilfe umschließt, im Fokus. Die *normative Solidarität* beschreibt die Stärke, mit der sich die Familienmitglieder an ihre familiären Rollen und Verpflichtungen gebunden fühlen. Als letztes ist die *strukturelle Solidarität* zu nennen. Diese äußert sich in Gelegenheitsstrukturen für den Austausch zwischen den Generationen. (vgl. Bengtson 2001: 8).

Unter dem generationstheoretischen Zugang fällt außerdem das Ambivalenzmodell nach Lüscher (1998), welches stärker die Gleichzeitigkeit des Auftretens von positiver Solidarität und negativen Aspekten in Generationsbeziehungen thematisiert. Das Ambivalenzmodell

umfasst zwei Dimension. Bei der ersten Dimension handelt es sich um die personale Ebene, welche sich zwischen den Polen Konvergenz und Divergenz bewegt. Durch wahrgenommene Ähnlichkeiten entsteht Nähe, wohingegen wahrgenommene Verschiedenheit zu Distanz in der Beziehung der Familienmitglieder führt. Die zweite Dimension spannt sich zwischen den Polen, Reproduktion und Innovation. Hier wird beschrieben, ob Verhaltens- und Interaktionsmuster von Familienmitgliedern übernommen werden oder neue Handlungen entwickelt werden. Aus der Kombination der beschriebenen Pole haben Lüscher und Liegle (2003) vier Handlungsmaxime formuliert: „übereinstimmendes Bewahren“, „einvernehmliches Entwickeln“, „uneiniges Ausharren“ und „unversöhnliches Lossagen“.

Der stresstheoretische Zugang dieser Masterarbeit umfasst das Double ABCX-model von McCubbin und Patterson (1983), welches eine Weiterentwicklung des ursprünglichen ABC-X Model of Family Crisis nach Hill (1949) darstellt. Das Modell von McCubbin und Patterson (1983) ermöglicht die Analyse von stressauslösenden Ereignissen in Familien. Der Double A-Faktor bezieht sich auf die Anhäufung von Stressoren im Familiensystem. Der B-Faktor beschreibt die Ressourcen zur Bewältigung des stressauslösenden Ereignisses, die der Familie bereits zur Verfügung stehen und zudem als Reaktion auf die Stresssituation gestärkt oder entwickelt werden. Der Cc-Faktor erkennt an, dass die Krisenwahrnehmung der Familie mit der Anhäufung von stressbelasteten Ereignissen, sowie mit den bestehenden und neuen Ressourcen zusammenhängt. Damit einhergehend umfasst die Wahrnehmung der Stresssituation und der damit verbundenen Belastungen die Anhäufung der negativen Ereignisse sowie die Beurteilung, die die Familie der Gesamtsituation beimisst. Der Double X-Faktor ist als Kontinuum aufzufassen, der von der Maladaptation auf der einen Seite bis zur Bonadaptation auf der anderen Seite reicht. Um die familiäre Anpassung umfassend analysieren zu können, berücksichtigen die Forscher*innen drei Elemente: (a) das einzelne Familienmitglied, (b) das Familiensystem und (c) die Gemeinschaft, der die Familienmitglieder und die Familie als Einheit angehören (vgl. McCubbin/ Patterson 1983 18 ff.).

Der migrationsbedingte Stress wird zusätzlich aus der theoretischen Brille der minority stress theory von Meyer (2003) untersucht. Diese richtet sich an Individuen und Familien, die einer Minderheit angehören und von spezifischen sozialen Vorurteilen betroffen sind (vgl. ebd.: 582

f.). Nachteile bzw. Diskriminierung die sich aufgrund des sozialen Status, Rassismus, Sexismus oder Homophobie ergeben, können Veränderungen bei den betroffenen Personen auslösen, die eine Bewältigungsstrategie erfordern. Dementsprechend können verschiedene Diskriminierungsformen, die von unterschiedlichen Minderheiten erfahren werden, als Stressoren verstanden werden. Meyer beschrieb drei wesentliche Merkmale dieses spezifischen Stressors: Zum einen korreliert minority stress mit allgemeinen Stressoren, die von allen Menschen erlebt werden können (z.B. Scheidung, Transition im Allgemeinen, gesundheitliche Probleme, etc.). Stigmatisierte Personen müssen demnach zu den herkömmlichen Bewältigungsstrategien weitere entwickeln. Zum anderen gestaltet sich der Stress, welcher von Minderheiten empfunden wird als stetig, da ihm stabile soziale und kulturelle Strukturen zugrunde liegen. Als letztes ist hervorzuheben, dass es sozial begründet ist. Das heißt, minority stress lässt sich von sozialen Prozessen, Institutionen und Strukturen herleiten und eben nicht von individuellen Ereignissen oder Bedingungen, wie es bei allgemeinen Stressoren charakteristisch ist (vgl. Meyer 2003: 676 f.).

Da die herangezogenen Theorien nun in Kürze dargestellt wurden, können die Ergebnisse im Folgenden mit diesen und dem Forschungsstand verknüpft dargestellt werden. Im ersten Schritt wurde die Schlüsselkategorie „Kontext Migration“ gebildet, die veranschaulicht, durch welche Aspekte sich der Kontext Migration in der untersuchten Eltern-Kind-Beziehung äußert. Eine mögliche Folge der Migration war, dass die Großfamilie nicht im selben Land lebte. Das hatte zu persönlichen Auswirkungen auf die Kindergeneration, wie etwa die Verstärkung des Gefühls der Nichtzugehörigkeit oder die mögliche Folge, dass die Beziehung zu den im Ausland lebenden Familienmitgliedern durch die Distanz mitgestaltet wurde. Zum anderen wurden die Konsequenzen für die Eltern mitreflektiert, nämlich die fehlende Unterstützung bei der Kinderbetreuung durch die Großfamilie. Aus diesem Umstand konnte zusätzlich die Information gewonnen werden, dass der Großteil der Erziehungsarbeit, neben öffentlichen Einrichtungen, von den Eltern übernommen wurde. Durch diesen Aspekt wird weiter ersichtlich, dass der Zugang zu familiären Ressourcen, dadurch hauptsächlich auf die Familienmitglieder beschränkt ist, die sich in räumlicher Nähe befinden.

Ebenfalls ein prägnantes Merkmal des Kontextes Migration war in mehreren Hinsichten das Thema der Sprache. Zum einen wuchsen die interviewten Personen aus der Kindergeneration,

deren Eltern migriert sind, zweisprachig auf. Dennoch kam es zu Sprachschwierigkeiten innerhalb der Familie, welches einen wesentlichen Einfluss auf die Kommunikation zwischen Eltern und Kindern hatte. Dieses Ergebnis deckt sich mit der Studie von Souralová (2021), welche herausfand, dass Sprachbarrieren die Distanz zwischen Eltern und Kindern mitgestalteten. Zum anderen führten Sprachbarrieren in außerfamiliären Kontexten zu Herausforderungen, die zum Teil durch die unterstützende Funktion der Kinder bewältigt wurden. Hier wurde deutlich, dass die Migration unter Umständen die Verantwortlichkeiten innerhalb der Familie veränderte. Dieses Resultat stimmt mit den mit den Befunden von Schramm (2019) überein.

In den geführten Interviews wurde zusätzlich festgestellt, dass die befragten Kinder diverse Zugehörigkeitskonzepte entwickelten. Die untersuchte Personengruppe hatte das Gefühl, dass das soziale Zugehörigkeitskonzept der Eltern, welches zudem mit kulturellen Normen in Verbindung gebracht wurde, nicht geteilt wurde. Dieses Zugehörigkeitskonzept wurde dementsprechend nicht aus dem familiären Umfeld übernommen, sondern die betroffene Person fusionierte diese durch subjektive Aushandlungsprozesse. Dabei wurden die vermeintlich gegenseitigen Pole von „deutsch/österreichisch“ und „familiäres Herkunftsland“ individuell vereint. Es bestand demnach nicht nur ein generationaler Unterschied, sondern das eigene soziale Zugehörigkeitskonzept wurde von den interviewten Personen von dem ihrer Eltern unterschieden.

Ein weiteres mögliches Merkmal der Migration, vor allem wenn die eingewanderte Person oder ihre/ seine Nachkommen als muslimisch gelesen wurden, waren Rassismuserfahrungen. Alle interviewten Personen erlebten diese in unterschiedlichen Formen, sei es im institutionellen Rahmen, bei der Wohnungssuche, bei Mitschüler*innen und Lehrer*innen oder im Dating-Kontext. Neben den persönlichen Rassismuserfahrungen sammelten die Befragten identifikative Erfahrungen von Rassismus. Das heißt, sie sahen, wie nahestehende Personen von Rassismus betroffen waren (vgl. Mecheril 2006). Die Erfahrungen deckten sich dabei weitgehend mit den im Forschungsstand behandelten Ergebnissen. Einerseits berichteten die männlich gelesenen Personen im Interview von anderen Erfahrungen als die weiblich gelesenen Personen. Während den weiblich gelesenen Personen eine unterdrückte Rolle in der Familie zugeschrieben wurde und sie als Opfer dargestellt wurden, sind es die

männlich gelesenen Personen, die Frauen unterdrückten sowie sich durch einen vermeintlich aggressiven Charakter auszeichneten (vgl. Hafez 2009, Markom/ Weinhäupl 2009).

Die Darstellung des Kontextes Migration zeigt, dass mit ihr verschiedene Herausforderungen verbunden sind, sodass mehrere Stressoren mit ihr beschrieben werden können. Dabei wird deutlich, dass sich die beschriebenen Erfahrungen, die sich durch die Zugehörigkeit einer ethnischen Minderheit ergaben, mit der minority stress theory von Meyer (2003) decken. Die Rassismuserfahrungen, welche die Befragten schilderten, stehen in einer Wechselbeziehung mit allgemeinen Stressoren, die von allen Menschen erlebt wurden und zusätzliche Bewältigungsstrategien forderten. Darüber hinaus wurde der damit verbundene Stress als stetig beschrieben, da die interviewten Personen eine von außen zugeschriebene Andersartigkeit erfuhren, welche das Handeln ihnen gegenüber in den meisten alltäglichen Situationen mitgestaltete. Dementsprechend empfanden die interviewten Personen minority stress, welcher vor allem durch Rassismuserfahrungen Form gewann und zu ihrer Lebensrealität gehörte.

Die geführten Interviews ermöglichten einen Einblick auf die Kommunikation der Familien über Rassismuserfahrungen. Dabei konnten zwei Verhaltensweisen herausgearbeitet werden: Die bewusste Ausklammerung und eine offene Thematisierung der eigenen Rassismuserfahrungen in der Kommunikation zwischen den Kindern und Eltern. Ersteres erfolgte vor allem aus Gründen des Schutzes. Die interviewten Personen wollten ihre Eltern dadurch vor verschiedenen negativen Gefühlen bewahren, wie Schuld, Sorgen, Ängste und Beleidigung. Außerdem konnte durch die bewusste Nicht-Thematisierung von persönlichen Rassismuserfahrungen ein Schutzraum im elterlichen Zuhause geschaffen werden. Die offene Kommunikation über Rassismuserfahrungen mit ihren Eltern schuf hingegen einen sozialen Raum, indem ein Austausch über die persönlichen Erlebnisse stattfand.

Die Umgangsstrategien hinsichtlich des erlebten Rassismus gestalteten sich unterschiedlich. Einerseits wurde deutlich, dass die Kindergeneration nach ihrer Auffassung im Gegensatz zu den Eltern, Rassismus stärker anklagte und nicht akzeptierte. Dieser Umstand wurde mit den unterschiedlichen sozialen Zugehörigkeitskonzepten in Verbindung gebracht, sodass die interviewten Personen, die sich als Teil der österreichischen oder deutschen Gesellschaft

verstanden, Rassismuserfahrungen stärker anklagten als die Eltern, welche das Land, in dem sie lebten, laut den Ausführungen der interviewten Personen als fremd beschrieben. Dieses Ergebnis deckt sich mit den Forschungserkenntnissen von Hill (2020) und ferner wurde Coles (2006) Ausführung, dass PoC-Eltern neben den gängigen Erziehungsleistungen, Kompetenzen erwerben mussten, damit sich ihre Kinder in einer diskriminierenden Umgebung zurechtfinden, von den interviewten Personen bestätigt. Diese erläuterten nämlich, dass ihre Eltern ihnen Umgangsstrategien nahelegten, um sie vor Rassismuserfahrungen zu schützen, wie zum Beispiel eine möglichst unauffällige Verhaltensweise in Situationen, in denen sie Rassismus erlebten, das Verheimlichen ihres Glaubens oder das Erzielen eines hohen Bildungsabschlusses. Zudem konnte festgestellt werden, dass die interviewten Kinder den stärkeren Rückzug in die Community oder familiären Netzwerken mit den Ängsten der Eltern in Verbindung brachten und in diesen sowohl den eigenen Schutz vor Rassismus sahen wie auch einen Schutzraum für ihre Kinder. Diese Interpretation der Kinder bestätigt Bhabas Schlussfolgerung, dass der Rückzug in familiären Räumen und kulturellen Praktiken als Reaktion auf Diskriminierungserfahrungen gedeutet werden kann (vgl. Bhaba 2000). Unabhängig davon, welche Umgangsstrategie die Familienmitglieder wählten, um mit Rassismus umzugehen, wird durch die Ausführungen der interviewten Personen deutlich, dass das Thema Rassismus auch eines war, welches in der Eltern-Kind-Beziehung mitreflektiert wurde.

In den Interviews thematisierten die befragten Personen Konflikte, die sie mit ihren Eltern austrugen. Diese ergaben sich zumeist durch die Überschreitung der elterlichen Grenzen seitens der Kinder. Auffällig war dabei, dass die interviewten Personen vor allem ihre Jugendzeit in einem Spannungsfeld zwischen der deutschen/österreichischen und der Erziehungskultur des Herkunftslandes ihrer Eltern setzten, wodurch sich Konflikte mit den Eltern ergaben. Die elterlichen Regeln wurden nach der Interpretation der Kinder festgesetzt, um den traditionellen Vorstellungen, die in der eigenen Community herrschten, gerecht zu werden. Dahinter interpretierten die interviewten Kinder die Sorge der Eltern, dass sich durch bestimmte Handlungen, wie beispielsweise Alkoholkonsum, das Besuchen von nächtlichen Veranstaltungen, voreheliche sexuelle Kontakte, oder der Auszug aus dem Elternhaus, folgenreiche Ausgangsszenarien ergeben. Diese Angst erklärten sich die interviewten Personen durch den Umstand, dass es sich hierbei um neue Situationen für die Eltern

handelte. Bei den Konflikten wurde deutlich, dass die Balance zwischen den einzelnen Familienmitgliedern und dem Familiensystem während der Pubertät, indem die meisten Konflikte beschrieben wurden, nicht erreicht wurde (vgl. McCubbin/Patterson 1983). Die interviewten Personen beschrieben, dass sie nicht in der Lage waren, innerhalb der Grenzziehungen der Eltern, ihren Bedürfnissen nachzugehen. Zeitgleich ist das Gleichgewicht zwischen Familieneinheit und der Gemeinschaft, zu der sich die Kinder zugehörig fühlten, gestört. Die starken Identitätskrisen, die sich zum Teil durch eine Zerrissenheit zwischen ihrer deutschen/österreichischen Zugehörigkeit und dem Herkunftsland ihrer Eltern ergaben, spiegelten dieses Ungleichgewicht wider. Individuelle Aushandlungsprozesse der interviewten Personen bestimmten, welchen außerfamiliären und innerfamiliären Anforderungen, die sich in bestimmten Situationen widersprachen, mit welchen Fähigkeiten begegnet wurde.

Die interviewten Personen gingen ebenfalls darauf ein, wie ihre Beziehung zu ihren Eltern von außerfamiliären Personen beurteilt wurde. In diesem Zusammenhang lässt sich ebenfalls ein gestörtes Gleichgewicht zwischen der Familieneinheit und der Gemeinschaft feststellen. In Interaktionen über Konfliktsituationen mit den Eltern, wurden die Befragten von außerfamiliären Personen mit antimuslimischen Vorurteilen konfrontiert. Die außenstehenden Personen forderten in solchen Interaktionen eine Integration der Eltern, die eine allumfassende Anpassung an die „deutsche Familie“ beinhaltete. Dabei wurden die individuellen Anpassungsleistungen der Eltern von den außerfamiliären Personen nicht wertgeschätzt (vgl. Terkassidis 2004). Die betroffenen Personen beschrieben, dass diese Erfahrungen für sie sehr unangenehm und zusätzlich verwirrend in Hinblick auf die Einschätzung der eigenen Beziehung zu den Eltern waren, vor allem wenn diese bereits vorbelastet war. Die Störung des Gleichgewichts zwischen der Familieneinheit und der Gemeinschaft kann somit durchaus die Beziehung zusätzlich belasten. Deutlich wurde jedoch auch, dass in dieser Situation die eigenen Eltern verteidigt wurden, indem Verständnis für ihr Verhalten aufgebracht wurde und die Anforderungen an eine radikale Anpassung an „deutsche“ Normen angeklagt wurde.

Die Strategien der interviewten Personen im Umgang mit den elterlichen Grenzziehungen gestalteten sich unterschiedlich und verändern sich über die Zeit. In der Pubertät, welche von einigen als konfliktreichste Zeit beschrieben worden ist, entschieden sich einige Befragte

dafür, ihren Willen nachzugehen, indem sie die Umgangsstrategie des Verheimlichens und Lügens nachgingen. Weitere Umgangsstrategien waren Diskussionen, in denen die Grenzen neu ausgehandelt wurden, der Auszug aus dem Elternhaus, die aktive Suche nach Interaktionsmöglichkeiten ohne Konfliktpotential, oder das Meiden von bestimmten Themen. Diese Umgangsstrategien beschreiben das Coping-Verhalten der Kindergeneration, indem ebenfalls deutlich wird, welche Ressourcen (Bb-Faktor) als Reaktion auf die Stresssituation gestärkt oder entwickelt werden (vgl. MaCubbin/Patterson 1983). Bei allen Umgangsstrategien wurde deutlich, dass die interviewten Personen ein sensibles Gespür für die elterlichen Grenzen entwickelten, welches individuelle und aktive Aushandlungsprozesse mit sich zog und die Verhaltensweise der Eltern reflektierte, indem die Gründe für das elterliche Verhalten mitgedacht wurden. Dementsprechend entwickelt sich bei den interviewten Personen in Bezug zu ihren Eltern Empathie, welche als Ressource für weitere Aushandlungsprozesse anerkannt werden kann. Außerdem wurden durch Meinungsverschiedenheiten die Fähigkeit, eine Diskussion zu führen und kreative Lösungsansätze zu finden, gestärkt. Zudem verdeutlichen die Umgangsstrategien der aktiven Suche nach Interaktionsmöglichkeiten ohne Konfliktpotential und das Meiden von bestimmten Themen, dass in gewissen Situationen das Fehlen eines Konsens akzeptiert wurde. Die Akzeptanz von verschiedenen Meinungen kann ebenfalls als Ressource interpretiert werden, die sich als Reaktion auf die stressbelastete Situation ergibt beziehungsweise gestärkt wird. Darüber hinaus kann dieser Umgang als Handlungsmaxime „einvernehmliches Entwickeln“ (Lüscher/Liegle 2003) beschrieben werden, jedoch mit dem Unterschied, dass nicht ausschließlich die wahrgenommene Ähnlichkeit die Nähe in der Beziehung der Familienmitglieder erklärt, sondern die Fähigkeit, Verständnis für die Position und das Verhalten der Eltern aufzubringen.

In den Interviews wurden verschiedene Solidaritätsformen beschrieben. Die Ausprägung der assoziativen Solidarität gestaltete sich bei den befragten Personen unterschiedlich. Auffällig war, dass vor allem diejenigen von einem regelmäßigen Austausch berichteten, die ihre Beziehung zu ihren Eltern generell positiver empfanden. Eltern-Kind-Beziehungen die durch eine konsensuelle Solidarität gekennzeichnet waren, wurden ebenfalls positiv empfunden (vgl. Bengston 2001). Durch die Analyse des Datenmaterials wurde deutlich, dass das Zusammenspiel der unterschiedlichen Solidaritätsbeziehungen Aufschluss über die

Beziehungsgestaltung gibt. So führte die starke Ausprägung der funktionalen Solidarität, aber das Fehlen der affektiven Solidarität zu ambivalenten Gefühlen bezüglich der Eltern-Kind-Beziehung. Bengtsons Dimensionen verschiedener Solidaritätsformen eignen sich gut, um die Beziehung zwischen Eltern und Kindern zu beschreiben, jedoch werden weitere Dimensionen der Eltern-Kind-Beziehung übersehen. So wurde in den Interviews ersichtlich, dass die Beziehungsgestaltung ebenfalls davon geprägt war, ob die Beziehung zu den Eltern als (a)symmetrisch empfunden wurde. Hier bietet erneut das Double ABCX-Model von McCubbin und Patterson (1983) Aufschluss, denn die Beziehung zu den Eltern wurde symmetrisch beschrieben, wenn die interviewten Personen das Gefühl hatten, nicht als einziger Part in der Beziehung zu ihren Eltern bei Konflikten oder Meinungsverschiedenheiten eine Anpassungsleistung aufbringen zu müssen.

Das bei Konflikten charakteristische Ungleichgewicht zwischen den Familienmitgliedern wurde dadurch behoben, dass auf beiden Seiten Gebrauch von der Fähigkeit gemacht wurde, den Anforderungen des Familienmitglieds zu begegnen und individuelle Anpassungsleistungen aufzubringen. Dabei wurde auf entwickelte Ressourcen (bB-Faktor) zurückgegriffen. Eine erfolgreiche Anpassung an das stressbelastende Ereignis, also eine Bonadaptation, welche die familiäre Integrität erhält oder sogar stärkt, erfolgte, wenn auf beiden Seiten eine Bemühung stattfand. Im Gegensatz zu Lüschers (2003) Ambivalenzmodell muss diese jedoch nicht daraus resultieren, dass die Meinungen übereinstimmen, sondern der Schlüssel kann auch in der Akzeptanz einer Gegenmeinung, die auf Verständnis gegenüber der anderen Auffassung begründet ist, liegen. In diesen Fällen wurden den Eltern eine unterstützende, sorgende und freundschaftliche Rolle zugewiesen. Hatten die interviewten Personen das Gefühl, dass sie als einzige im Familiensystem die Fähigkeit aufbrachten, den Anforderungen des/der Anderen zu begegnen, empfanden sie die Beziehung als asymmetrisch. In diesem Fall erfolgte keine erfolgreiche Anpassung an das stressbelastende Ereignis und die familiäre Integrität war gestört.

Die Interviews konnten aus Sicht der erwachsenen Kindergeneration aufzeigen, wie Eltern-Kind-Beziehungen bei Eingewanderten aus muslimisch geprägten Ländern und ihren Nachkommen gestaltet werden. Dabei wurde ersichtlich, dass der Kontext der Migration in unterschiedlichen Aspekten in der Beziehungsgestaltung zu Tragen kommt. Es wurden viele

Differenzen beschrieben: Neben dem Generationsunterschied, die jeder Eltern-Kind-Beziehung zugrunde liegt, wurde ersichtlich, dass ebenfalls sprachliche und soziale Differenzen, die durch unterschiedliche soziale Zugehörigkeitskonzepte deutlich wurden, bei den interviewten Personen und ihren Eltern vorlagen. Es kann festgehalten werden, dass eine positive Anpassungsleistung nicht ausschließlich damit verbunden sein muss, dass im Falle eines Konflikts oder einer stressbelastenden Situation, Eltern und Kinder eine Meinung teilen, sondern dass Verständnis für die Ansichten des Gegenübers aufgebracht wird. Entscheidend für eine Bonadaption an das stressbedingte Ereignis war die Bemühung, sowohl seitens der Kinder als auch seitens der Eltern eine Anpassungsleistung aufzubringen. In diesen Fällen beschrieben die interviewten Personen eine symmetrische Beziehung zu ihren Eltern, welche zu einer positiven Empfindung der Eltern-Kind-Beziehung führte und vice versa. Darüber hinaus konnte die Arbeit zeigen, dass rassistische Strukturen die privatesten Räume der Betroffenen und somit auch die Eltern-Kind-Beziehung mitgestalteten, indem diese im familiären Rahmen thematisiert wurden und die Erziehungsgestaltung der Eltern aus Sicht der befragten Kindergeneration maßgeblich beeinflussten.

In der vorliegenden Masterarbeit wurde die Sicht der adoleszenten Kindergeneration und ihre Sicht über die elterliche Perspektive aufgezeigt, welche bereits einen tiefen Einblick in das Forschungsinteresse bieten konnte. Für weiterführende Studien wäre es von Interesse, die Eltern-Kind-Beziehung ebenfalls aus der Sicht der Eltern darzustellen und hierfür diese Personengruppe in den Fokus der Untersuchung zu setzen. Dabei könnte umfassender ausgearbeitet werden, inwiefern Rassismuserfahrungen die Erziehungsleistung mitgestalten. Zudem wäre eine genauere Analyse der elterlichen Anpassungsleistung, welche zum Teil bereits durch die Interviews der Kinder ersichtlich wurde, umsetzbar.

In allen Fällen ist es notwendig, sich von den herrschenden stereotypischen Herangehensweisen an die Migrationsforschung zu distanzieren. Die Forschungsergebnisse konnten zeigen, dass antimuslimische Äußerungen und Bewertungen bei den untersuchten Personen ein Ungleichgewicht zwischen ihrem Familiensystem und der Außenwelt geschaffen hat. Das führte zu Auswirkungen auf die Anpassungsleistung der betroffenen Familie. Die Wissenschaft trägt die Verantwortung, diese Stereotype nicht zu reproduzieren, indem wieder und wieder auf dasselbe Narrativ zurückgegriffen wird. Dafür ist es wichtig, die kulturelle

Hegemonie „in der die ‚deutsche Familie‘ als Norm gesetzt wird“ (Terkassidis 2004: 154) zurückzulassen, sodass individuelle Anpassungsleistungen anerkannt werden können. Die Ergebnisse konnten zeigen, dass die Kinder von Eingewanderten aus muslimisch geprägten Ländern Ressourcen entwickelten, die zu kreativen Lösungsansätzen in stressbelastenden Situationen führten. Das muss nicht heißen, dass sie ihre Beziehungen zu den Eltern ausschließlich positiv empfanden, doch die entwickelten Kompetenzen, die sich aus dem Kontext der Migration ergeben können und die in den geführten Interviews sichtbar wurden, führen zu derselben Schlussfolgerung wie in der Studie von Miriam Hill, nämlich, dass Migrationsfamilien „in Wirklichkeit jedoch als VorreiterInnen der Transnationalisierung der Alltagswelt betrachtet werden können“ (Hill 2020: 170).

7. Literaturverzeichnis

Aybek, Can M./ Milewski, Nadja (2019): Introduction to the Special Issue on "Family migration processes in a comparative perspective". In: *Journal of Family Research*, 31(3). S. 247-263.

Baykara-Krumme, Helen (2013): Generationenbeziehungen im Alter: Türkische Familien in der Türkei und in Westeuropa. *Zeitschrift für Familienforschung/Journal of Family Research*, 25, 1, S. 9-28.

Baykara-Krumme, Helen (2015): Migrantenfamilien. In: Hill, Paul B./ Kopp, Johannes (Hrsg.): *Handbuch Familiensoziologie*. Wiesbaden: Springer VS. S. 709-736.

Baykara-Krumme, Helen/ Klaus, Daniela/ Steinbach, Anja (2011): Generationenbeziehungen in Deutschland. Ein Vergleich der Beziehungsqualität in einheimischen deutschen Familien, Familien mit türkischem Migrationshintergrund und Aussiedlerfamilien. In: Brüderl, Josef/ Castiglioni, Laura/ Schumann, Nina (Hrsg.): *Partnerschaft, Fertilität und intergenerationale Beziehungen. Ergebnisse der ersten Welle des Beziehungs- und Familienpanels*. Würzburg: Ergon. S. 259-286.

Beck-Gernheim, Elisabeth (2007): *Wir und die Anderen. Vom Blick der Deutschen auf Migranten und Minderheiten*. Frankfurt am Main.

Beck-Gernheim, Elisabeth (2002): Transnational, nicht traditional. Ein anderer Blick auf die Lebenswirklichkeit von Migranten. In: Burkart, Günter/ Wolf, Jürgen (Hrsg.): *Lebenszeiten. Erkundungen zur Soziologie der Generationen*. Opladen, S. 335-352.

Beham-Rabanser, M./ Berghammer, C./ Zartler, U./ Bacher, J. (2019): Partnerschaften und Geschlechterrollen. In: Aschauer, W./ Beham-Rabanser, M./ Bodi-Fernandez, O./ Haller, M./ Muckenhuber, J. (Hrsg.): *Die Lebenssituation von Migrantinnen und Migranten in Österreich. Ergebnisse einer Umfrage unter Zugewanderten*. Wiesbaden: Springer VS. S. 81-112.

Beigang, Steffen/ Fetz, Karoline/ Kalkum, Dorina/ Otto, Magdalena (2017): *Diskriminierungserfahrungen in Deutschland. Ergebnisse einer Repräsentativ- und einer Betroffenenbefragung*. Hg. v. Antidiskriminierungsstelle des Bundes. Baden-Baden: Nomos.

Bengtson, Vern L. (2001): Beyond the Nuclear Family: The Increasing Importance of Multigenerational Bonds. In: *Journal of Marriage and Family*, Vol. 63, No.1. S. 1-16.

Benz, Wolfgang (2017): Antiislamische Diskriminierung. In: Scherr, Albert/ El-Mafaalani, Aladin/ Yüksel, Gökçen (Hrsg.): *Handbuch Diskriminierung*. Wiesbaden: Springer VS. S.511-528.

Bhaba, Homi K. (2000): *Die Verortung der Kultur*. Tübingen

Böhm, Andreas (2017): Theoretisches Codieren: Textanalyse in der Grounded Theory. In: Flick, U./ von Kardorff, E./ Steinke, I. (Hg.): *Qualitative Forschung. Ein Handbuch*. 12. Auflage. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt. S. 475-485.

Boss, Pauline (2002): *Family Stress Management: A Contextual Approach*. 2nd edition. Thousand Oaks: SAGE Publications.

Breuer, Franz (2010): *Reflexive Grounded-Theory. Eine Einführung in die Forschungspraxis*. 2. Auflage. Wiesbaden: Springer VS.

Bundeswahlleiter (2021): *Bundestagswahl 2021: Endgültiges Ergebnis*. Pressemitteilung Nr. 52/21 vom 15. Oktober 2021.
https://www.bundeswahlleiter.de/info/presse/mitteilungen/bundestagswahl-2021/52_21_endgueltiges-ergebnis.html (aufgerufen am 06.05.2022).

Bundeskanzleramt o.D.: *Jugendpolitik: Fakten und Begriffe*.
<https://www.bundeskanzleramt.gv.at/agenda/jugend/jugendpolitik/jugendpolitik-fakten-und-begriffe.html> (aufgerufen am 21.05.2022).

Bundeszentrale für politische Bildung o.D.: *Erst- und Zweitstimme. Wie funktioniert die Bundestagswahl?* <https://www.bpb.de/mediathek/video/599/erst-und-zweitstimme/> (aufgerufen am 14.07.2022)

Coles, Roberta L. (2006): *Race & Family: a structural approach*. Thousand Oaks, Calif.: Sage Publications.

Degele, Nina, Winker, Gabriele (2011): Intersektionalität als Beitrag zu einer gesellschaftstheoretisch informierten Ungleichheitsforschung. In: *Berliner Journal für Soziologie* (2011)21: 69-90.

Dokustelle Österreich (2022): *Antimuslimischer Rassismus Report 2021*. https://dokustelle.at/fileadmin/Media/Reports/2021/Antimuslimischer_Rassismus_Report_2021.pdf (aufgerufen am 07.07.2022)

El-Mafaalani, Aladin (2017): Diskriminierung von Menschen mit Migrationshintergrund. In: Scherr, Albert/ El-Mafaalani, Aladin/ Yüksel, Gökçen (Hrsg.): *Handbuch Diskriminierung*. Wiesbaden: Springer VS. S. 465-478.

Endendijk, Joye J. (2022): Welcome to a Pink and Blue World! An Analysis of Gender-Typed Content in Birth Announcement Cards From 1940-2019 in Netherland. In: *Sex Roles a Journal of Research* 86, no. 1-2, p.1-13.

ETHIK-KODEX DER DEUTSCHEN GESELLSCHAFT FÜR SOZIOLOGIE (DGS) UND DES BERUFSVERBANDES DEUTSCHER SOZIOLOGINNEN UND SOZIOLOGEN (BDS) (2017): Ethik-Kodex. https://soziologie.de/fileadmin/user_upload/dokumente/Ethik-Kodex_2017-06-10.pdf (Zugegriffen am 21.05.2022).

Fachkommission Integrationsfähigkeit (2021): *Gemeinsam die Einwanderungsgesellschaft gestalten. Bericht der Fachkommission der Bundesregierung zu den Rahmenbedingungen der Integrationsfähigkeit*. <https://www.bmi.bund.de/DE/themen/heimat->

[integration/integration/fachkommission-integrationsfaehigkeit/fachkommission-integrationsfaehigkeit-node.html](#) (zugegriffen am 11.März 2021).

Gerner, Susanne (2013): Migration, Trennung und Transformation: Familiärer Wandel im Kontext von Migration und Scheidung. In: Geisen, Thomas/ Studer, Tobias/ Yildiz, Erol (Hrsg.): *Migration, Familie und Gesellschaft*. Wiesbaden: Springer Fachmedien. S. 91-111.

Glaser, Barney G./ Strass, Anselm L. (1967): *The Discovery of Grounded Theory: Strategies for Qualitative Research*. Chicago: Aldine.

Glaser, Barney G./ Strauss, Anselm L. (2010): *Grounded Theory. Strategien qualitativer Forschung* (3.Auflage). Bern: Hans Huber Verlag.

Götte, Petra (2018): Migration und Familie. Eine Problemskizze. In: Baader, Meike Sophia/ Götte, Petra/ Gippert, Wolfgang (Hrsg.): *Migration und Familie. Historische und aktuelle Analysen*. Wiesbaden: Springer VS. S. 3-17.

Hafez, Farid (2009): Zwischen Islamophobie und Islamophilie: Die FPÖ und der Islam. Bunzl, John/ Hafez, Farid (Hrsg.): *Islamophobie in Österreich*. Innsbruck, Wien, Bozen: StudienVerlag. S. 106-126.

Hamburger, Franz/ Hummerich, Merle (2007): Familie und Migration. In: Ecarius, Jutta (Hrsg.): *Handbuch Familie*. Wiesbaden. S. 112-136.

Helffferich, Cornelia (2009): *Die Qualität qualitativer Daten. Manual für die Durchführung qualitativer Interviews*. Wiesbaden: VS Verlag.

Hinz, Thomas/ Auspurg, Katrin (2017): Diskriminierung auf dem Wohnungsmarkt. In: Scherr, Albert/ El-Mafaalani, Aladin/ Yüksel, Gökçen (Hrsg.): *Handbuch Diskriminierung*. Wiesbaden: Springer VS. S. 387-406.

Hill, Miriam (2020): *Migrationsfamilien und Rassismus. Zwischen Ausschlusspraxen und Neuorientierung*. Wiesbaden: Springer VS.

Hill, Reuben (1949): *Families under stress*. Westport, CT: Greenwood.

Huber, Peter/ Horvath, Thomas/ Nowotny, Klaus (2019): Migration und Integration. In: 6. *Österreichischer Familienbericht 2009-2019. Neue Perspektiven – Familien als Fundament für ein lebenswertes Österreich*. Wien: Bundeskanzleramt. S. 719-775.

Hummrich, Merle/ Terstegen, Saskia (2020): *Migration. Eine Einführung*. Module Erziehungswissenschaft. Band 4. Wiesbaden: Springer VS.

Hunner-Kreisel, Christine (2013): Erziehung und Migration. In: Andresen, Sabine/ Hunner-Kreisel, Christine/ Fries, Stefan (Hrsg.): *Erziehung. Ein interdisziplinäres Handbuch*. Stuttgart, Weimar: J.B. Metzler. S. 304-312.

Imdorf, Christian (2017): Diskriminierung in der beruflichen Bildung. In: Scherr, Albert/ El-Mafaalani, Aladin/ Yüksel, Gökçen (Hrsg.): *Handbuch Diskriminierung*. Wiesbaden: Springer VS. S. 353-366.

Kalmijn, Matthijs (2019): Contact and conflict between adult children and their parents in immigrant families: is integration problematic for family relationships? In: *Journal of Ethnic and Migration Studies*, 45:9. S. 1419-1438.

Kilomba, Grada (2016): *Plantation memories: episodes of everyday racism*. 4th edition. Münster: Unrast.

King, Vera (2013): *Die Entstehung des Neuen in der Adoleszenz. Individuation, Generativität und Geschlecht in modernisierten Gesellschaften*. 2. Auflage. Wiesbaden: Springer VS.

Kropiunigg, Ulrich/ Kasbauer, Elisabeth/ Schlaffer, Edit (2016): *Zwischen zwei Welten. Väter und Söhne: Der Transitprozess von der Migration in die Integration*. Projektbericht. Wien: Bundesministerium für Arbeit, Soziales, Gesundheit und Konsumentenschutz.

Lettke, Frank/ Lüscher, Kurt (2002): Generationenambivalenz – Ein Beitrag zum Verständnis von Familie heute. In: *Soziale Welt*. Bd. 53. S. 437-465.

Lüscher, Kurt/ Pillmer, Karl (1998): Intergenerational Ambivalence: A New Approach to the Study of Parent-Child Relations in Later Life. In: *Journal of Marriage and the Family*. Vol. 60. S. 413-425.

Lüscher, Kurt/ Liegle, Ludwig (2003): *Generationenbeziehungen in Familie und Gesellschaft*. Konstanz: UVK Verlagsgesellschaft.

Markom, Christa/ Weinhäupl, Heidi (2009): „Der Islam“ im Schulbuch. In: Bunzl, John/ Hafez, Farid (Hrsg.): *Islamophobie in Österreich*. Innsbruck, Wien, Bozen: StudienVerlag. S. 88-105.

McCubbin, Hamilton I./ McCubbin, Laurie D. (2013): Resilience in Ethnic Family Systems: A Relational Theory for Research and Practice. In: Becvar, Dorothy S. (Ed.): *Handbook of Family Resilience*. New York: Springer. S. 175-195.

McCubbin, Hamilton I., Patterson, Joan M. (1983): The Family Stress Process. In: *Marriage & Family Review*, 6:1-2, S. 7-37

Mecheril, Paul (2006): Was Sie schon immer über Rassismuserfahrungen wissen wollten. In: Leiprecht, Rudolf/ Kerber, Anne (Hrsg.): *Schule in der Einwanderungsgesellschaft. Ein Handbuch*. Schwalbach am Taunus. S. 462-471.

Merla, Laura/ Kilkey, Majella/ Baldassar, Loretta (2020): Introduction to the Special Issue “Transnational care: Families confronting borders”. In: *Journal of Family Research*, 32(3). S. 393-414.

Meyer, Ilan H. (2003): Prejudice, social stress, and mental health in lesbian, gay, and bisexual populations: Conceptual issues and research evidence. In: *Psychological Bulletin*; 129(5): 674-697.

Misoch, Sabina (2015): *Qualitative Interviews*. Berlin, München, Boston: De Gruyter Olfenbourg.

Oltmer, Jochen (2020): *Migration. Geschichte und Zukunft der Gegenwart*. Bonn: Bundeszentrale für politische Bildung.

Pfahl-Traughber, Armin (2019): *Islamfeindlichkeit, Islamophobie, Islamkritik – ein Wegweiser durch den Begriffsdschungel*. Bundeszentrale für politische Bildung.
<https://www.bpb.de/themen/rechtsextremismus/dossier-rechtsextremismus/180774/islamfeindlichkeit-islamophobie-islamkritik-ein-wegweiser-durch-den-begriffsdschungel/> (aufgerufen am 07.05.2022)

Price, Christine A., Bush, Kevin R., Price, Sharon J. (2017): *Families & Change. Coping With Stressful Events and Transitions*. Fifth Edition. Thousand Oaks, CA: Sage.

Przyborski, Aglaja/ Wohlrab-Sahr, Monika (2014): *Qualitative Sozialforschung. Ein Arbeitsbuch*. 4. Auflage. München: Oldenbourg.

Rosenthal, Gabriele/ Stephan, Viola/ Redenbach, Niklas (2011): *Brüchige Zugehörigkeiten. Wie sich Familien von „Russlanddeutschen“ ihre Geschichte erzählen*. Frankfurt am Main: Campus.

Rosino, M. (2016). ABC-X Model of Family Stress and Coping. In C. L. Shehan (Ed.), *Encyclopedia of Family Studies* (Vol. 39, pp. 1–6). Hoboken, NJ, USA: John Wiley & Sons, Inc.

Ruis, Ada (2019): Building a new life and (re)making a family. Young Syrian refugee women in the Netherlands navigating between family and career. In: *Journal of Family Research*, 31(3). S. 287-302.

Scherr, Albert/ El-Mafaalani, Aladin/ Yüksel, Gökçen (Hrsg.): *Handbuch Diskriminierung*. Wiesbaden.

Schramm, Christian (2019): Dynamics of change in transnational families – Biographical perspectives on family figurations between Spain and Ecuador. In: *Journal of Family Research*, 31(3). S. 264-286.

Souralová, Adéla (2021): „My parents did everything for us but nothing with us”: Parenting and mothering in Vietnamese immigrant families in the Czech Republic. In: *Asian and Pacific Migration Journal*. S. 1-21.

Statistik Austria (2022¹): *Bevölkerung in Privathaushalten nach Migrationshintergrund*. <https://www.statistik.at/statistiken/bevoelkerung-und-soziales/bevoelkerung/migration-und-einbuengerung/migrationshintergrund> (aufgerufen am 07.07.2022)

Statistik Austria (2022²): *Bevölkerung mit Migrationshintergrund nach Bundesländern* (Jahresdurchschnitt 2021). https://www.statistik.at/web_de/statistiken/menschen_und_gesellschaft/bevoelkerung/bevoelkerungsstruktur/bevoelkerung_nach_migrationshintergrund/033241.html (aufgerufen am 08.05.2022)

Statistisches Bundesamt (2022¹): *Personen mit Migrationshintergrund*. <https://www.destatis.de/DE/Themen/Gesellschaft-Umwelt/Bevoelkerung/Migration-Integration/Methoden/Erlauterungen/migrationshintergrund.html> (aufgerufen am 07.07.2022)

Statistisches Bundesamt (2022²): *Gut jede vierte Person in Deutschland hatte 2021 einen Migrationshintergrund*. Pressemitteilung Nr. 162 https://www.destatis.de/DE/Presse/Pressemitteilungen/2022/04/PD22_162_125.html (aufgerufen am 08.05.2022)

Steinbach, Anja (2018): Generationenbeziehungen in Migrantenfamilien in Europa. In: Bach, Maurizio/ Hönig, Barbara (Hrsg.): *Europasozilogie. Handbuch für Wissenschaft und Studium*. Baden-Baden: Nomos. S. 323-330.

Strübing, Jörg (2014): *Grounded Theory. Zur sozialtheoretischen und epistemologischen Fundierung eines pragmatischen Forschungsstils*. 3. Auflage. Wiesbaden: Springer VS.

Terkessidis, Mark (2004): *Die Banalität des Rassismus. Migranten zweiter Generation entwickeln eine neue Perspektive*. Bielefeld: transcript.

Trummer, Ursula F. (2018): Intergenerational Family Solidarity of Immigrant from Two Successor States of Former Yugoslavia Living in Austria. *Društvena Istraživanja*. Bd. 27. Nr. 1. S. 67-83.

Usluca, Hacı-Halil (2011): Eltern-Kind-Beziehungen in (türkischen) Migrantenfamilien. In: Fischer, V./ Springer, M. (Hrsg.): *Handbuch Migration und Familien*. Schwalbach: Wochenschau Verlag. S. 250-260.

von Unger, Hella (2014): Forschungsethik in der qualitativen Forschung: Grundsätze, Debatten und offene Fragen. In: Hella von Unger/ Petra Narimani/ Rosaline M'Bayo (Hg.): *Forschungsethik in der qualitativen Forschung. Reflexivität, Perspektiven, Positionen*. Wiesbaden: VS, S. 15-36.

Witzel, Andreas (2000): *Das problemzentrierte Interview*. In: *Forum qualitative Sozialforschung*. Volume 1, No.1, Art.22. <https://www.qualitative-research.net/index.php/fqs/article/view/1132/2519> (aufgerufen am 21.05.2022).

Zhang Crease, Chun (2017): Family Stress Management: A Contextual Approach. In: *Journal of Family Theory & Review*, 9(4), S. 579-584.

Zhou, Min (1997): Growing up American: The challenge confronting immigrant children and children of immigrant. In: *Annual Review of Sociology*, 23. S. 63-95.

8. Abbildungsverzeichnis

Abbildung 1: Ambivalenzmodell; Quelle: Lüscher, Kurt (2000): Die Ambivalenz von Generationenbeziehung – eine allgemeine heuristische Hypothese. In: Kohli, M./ Szydlik, M. (Hrsg.): *Generation in Familie und Gesellschaft*. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften. S. 139-161., S. 154.

Abbildung 2: Double ABCX-model; Quelle: McCubbin, Hamilton I., Patterson, Joan M. (1983): The Family Stress Process. In: *Marriage & Family Review*, 6:1-2, S. 7-37, S. 12.

9. Abstract

Die vorliegende Masterarbeit thematisiert die Gestaltung von Eltern-Kind-Beziehungen von Eingewanderten aus muslimisch geprägten Ländern aus Sicht der erwachsenen Kindergeneration in Österreich und Deutschland. Das theoretische Framing umfasst sowohl einen generations- wie auch einen stresstheoretischen Zugang. Der Forschungszugang ist ein qualitativer und folgte dem Forschungsstil der Grounded Theory Methodologie. Acht selbstgeführte problemzentrierte Interviews mit Personen zwischen 22 und 30 Jahren flossen in die Ergebnisauswertung ein, sodass vier Schlüsselkategorien gebildet wurden. Die zentralen Ergebnisse beschreiben, dass der Kontext der Migration in unterschiedlichen Aspekten in der Beziehungsgestaltung zu Tragen kommt. Es wurden viele Differenzen beschrieben: Neben dem Generationsunterschied, die jeder Eltern-Kind-Beziehung zugrunde liegt, wurde ersichtlich, dass ebenfalls sprachliche und soziale Differenzen, die durch unterschiedliche soziale Zugehörigkeitskonzepte deutlich wurden, bei den interviewten Personen und ihren Eltern vorlagen (Schlüsselkategorie: Kontext Migration). Es kann festgehalten werden, dass eine positive Anpassungsleistung nicht ausschließlich damit verbunden sein muss, dass im Falle eines Konflikts oder einer stressbelastenden Situation, Eltern und Kinder eine Meinung teilen, sondern dass Verständnis für die Ansichten des Gegenübers aufgebracht wird. Entscheidend für eine Bonadaptation an das stressbedingte Ereignis war die Bemühung, sowohl seitens der Kinder als auch seitens der Eltern eine Anpassungsleistung aufzubringen. In diesen Fällen beschrieben die interviewten Personen eine symmetrische Beziehung zu ihren Eltern, welche zu einer positiven Empfindung der Eltern-Kind-Beziehung führte und vice versa (Schlüsselkategorien: Konflikte in der Eltern-Kind-Beziehung und Beschreibung der Eltern-Kind-Beziehung). Darüber hinaus konnte die Arbeit zeigen, dass rassistische Strukturen die privatesten Räume der Betroffenen und somit auch die Eltern-Kind-Beziehung mitgestalteten, indem diese im familiären Rahmen thematisiert wurden und die Erziehungsgestaltung der Eltern, aus Sicht der befragten Kindergeneration, maßgeblich beeinflussten (Schlüsselkategorie: Familie und Rassismus).

Abstract EN

This master thesis addresses the shaping of parent-child relationships of immigrants from Muslim countries out of the perspective of the adult generation of children in Austria and Germany. The theoretical framing comprises both a generational and a stress-theoretical

approach. The research approach is qualitative and follows the grounded theory methodology. Eight self-conducted problem-centered interviews with individuals between the age of 22 and 30 were incorporated into the result analysis. In this process, four key categories were formed. The key findings show that the context of migration emerges within different aspects of relationship formation. Many differences were stated: next to the generational difference that underlies every parent-child relationship, linguistic and social differences were also present among the interviewees and their parents, which became apparent through different social concepts of belonging (key category: context of migration). It may be stated that bonadaptation does not have to be exclusively connected with the fact that in case of conflict or a stressful situation, parents and children share an opinion, but that understanding for the views of the counterpart is applied. Crucial for a bonadaptation to a stressful event was the committedness to make an adaptive effort on the part of both children and parents. In these cases, the interviewees described a symmetrical relationship with their parents that led to a positive perception of their parent-child relationship and vice versa (Key categories: Conflicts in the parent-child relationship and description of the parent-child relationship). In addition, the thesis was able to show that racist structures helped to shape the most private spaces of those affected and thus also the parent-child relationship. From the perspective of the generation of children interviewed, addressing these racist structures in the family framework affected their parents style of upbringing significantly (key category: family and racism).